Max Ring

Götter und Götzen.

2. Bd.

2ter Band

[1870]

1.

Melusine, die schöne Tänzerin, übte vor dem Spiegel die schwierigen Pas zu dem neuen Ballet, welches in den nächsten Tagen zur Aufführung kommen und worin sie die Rolle einer natürlich höchst reizenden, von verschiedenen bösen Zauberern verfolgten und verschiedenen gütigen Feen beschützten Unschuld geben sollte.

Für ihre Kunststudien pflegte sie eine mehr als einfache Toilette zu machen, so daß schwerlich einer ihrer Anbeter in dieser veränderten Gestalt die verführerisch anmuthige Theaterprinzessin wieder erkannt hätte.

Ihre Kleidung bestand in einem kurzen, verschossenen Seidenröckchen, in grauen Wollensocken und in niedergetretenen weißen Atlasschuhen von mehr als zweifelhafter Reinheit. Ein Theil ihres wunderbar üppigen Haarwuchses lag auf dem Toilettetische in Gesellschaft von zahlreichen Pommadebüchsen, gefüllten Schminktöpfchen, Schachteln mit Poudre de Riz und

Flacons mit allerlei wohlriechenden Essenzen und Parfums, vertrockneten Lorberkränzen und verwelkten Bouquets.

Ihre ganze Umgebung verrieth eine wahrhaft künstlerische Nachlässigkeit: auf Stühlen und Sofa ruhten in bunter Unordnung die hingeworfenen Stücke ihrer Garderobe, ein goldenes Diadem neben einer schwäbischen Bauernhaube, ein mittelalterlicher Stehkragen neben einer modernen Crinoline, wattirte Tricots neben dem antiken Kothurn; in friedlicher Eintracht berührten die eben gebrauchte Reitpeitsche den Bogen der keuschen Diana, ein Kästchen mit türkischen Cigaretten die geknickten Flügel der Psyche, ein prächtig gebundenes Gebetbuch, welches sie als fromme Maid nur auf dem Theater gebrauchte, den letzten Loretten-Roman des jüngern Dumas, den sie mit besonderer Spannung las.

Kein männlicher Fuß durfte dieses Heiligthum der Tänzerin betreten, außer ihrem Vater, der auch in diesem Augenblicke zugegen war, um ihre Kunststudien mit kritischem Auge zu überwachen, da von den Erfolgen Melusinens seine Existenz zum größten Theil abhing.

Ursprünglich ein armer, ungebildeter Theater-Garderobier, war das Talent und die Schönheit seiner Tochter für ihn eine unerschöpfliche Fundgrube, ein Kapital geworden, von dessen

Zinsen er mit seiner zahlreichen Familie auf das Angenehmste lebte. Zu diesem Behuf hatte er ihr eine ausgezeichnete Erziehung geben lassen, weder Mühe noch Geld gespart, um sie zu einer ersten Tänzerin zu bilden. Schon als Kind mußte die achtjährige Melusine unter seiner Aufsicht üben und die schwierigsten Pas ausführen, bis sie erschöpft die kleinen, schwachen Füße nicht mehr rühren konnte. Machte sie ihre Sache gut, so wurde sie mit Näschereien und Zuckerwerk gefüttert, im entgegengesetzten Falle mit Schlägen und Entziehung ihrer Lieblingsspeisen bestraft.

Da die Kleine in der That eine ungewöhnliche Anlage zeigte und wirklich ein allerliebstes Figürchen besaß, so fiel es ihm nicht schwer, sie beim Theater anzubringen, wo sie in Kinderrollen als Amor, Rothkäppchen, als schwebender Genius, als luftige Elfe mit außerordentlichem Beifall auftrat und mit Applaus überschüttet wurde.

Das allerdings anfänglich unbedeutende Honorar benutzte der würdige Vater, um mit jungen Leuten, besonders Offizieren und Fähnrichen kleine Geldgeschäfte zu machen, wobei diese Herren sich im Querschreiben übten, der brave Lehrer sich aber wie billig seinen Unterricht mit angemessener Provision bezahlen ließ.

Unterdeß machte Melusine mit der Zeit die größten Fortschritte und wuchs zu einem der schönsten Mädchen heran, das bald der Stolz und die Zierde des Ballets wurde. Mit überraschender Schnelligkeit stieg sie von Stufe zu Stufe, die junge Figurantin avancirte zur Solotänzerin und endlich zu dem Range der ersten Ballerina.

In demselben Maße erhöhte sich auch ihre Gage, welche augenblicklich bereits mehrere tausend Thaler im Jahre betrug. Sie war der erklärte Günstling des Publikums, von Anbetern und Verehrern umschwärmt, ihr Haus der Sammelplatz der feinsten Herrengesellschaft, mit der ihr Vater nach wie vor seine einträglichen Geschäfte nur noch im ausgedehntern Maßstabe fortsetzte.

Herr Petermann war ein Theater-Vater in der verwegensten Bedeutung des Wortes, nur darauf bedacht, das Talent seiner Tochter auszunutzen und in Gold auszumünzen, mit allen Künsten der Reclame, mit allen Intriguen der Bühne bekannt und so zu sagen mit allen Hunden gehetzt.

Der ausgezeichnete Biedermann bildete mit seiner ganzen Erscheinung ein interessantes Gegenstück zu seiner Tochter. Er war ebenso dick und wohlgenährt, wie Melusine durch ihre schlanke, graziöse Figur sich auszeichnete. Sein rothes,

etwas gedunsenes Gesicht trug eine angenommene Gemüthlichkeit zur Schau, ein erkünsteltes Wohlwollen, eine gemachte Bonhommie, hinter der wie unter einer vorgehaltenen Maske die angeborene Schlauheit und gewissenlose Gemeinheit lauerten. In seinen Manieren suchte er den eleganten Ton und die Haltung der vornehmen Welt, mit der er vielfach verkehrte, so gut als möglich nachzuahmen, was ihm aber durchaus nicht gelingen wollte, da seine ursprüngliche Roheit und der Mangel an Bildung durch die angetünchte Höflichkeit stets wieder zum Vorschein kam.

Auch in seiner Kleidung bekundete sich ein Streben nach Feinheit und Eleganz; er trug einen kurzen, nur bis zu den Knien reichenden Schlafrock von blauem Sammt, mit Schnüren besetzt, wahrscheinlich aus einer verschossenen Theaterrobe Melusinens gefertigt; weite gestreifte Morgenhosen verhüllten das krumme, ausgeschweifte Piedestal, während ein rother Fes mit dicker blauer Seidenquaste schief das kahle Haupt bedeckte, dessen Haarmangel durch eine pechschwarze Perrüke künstlich ersetzt wurde. Um aber die nöthige Harmonie wieder herzustellen, waren Augenbrauen und Schnurrbart mit einer besondern Tinctur ebenfalls dunkel gefärbt; was jedoch nicht verhinderte, daß einzelne Haare und vorzugsweise die Spitzen

des Bartes einen röthlichen Schimmer zeigten, gerade wie ein abgetragener Filzhut.

Herr Petermann überwachte in diesem Augenblick mit der größten Aufmerksamkeit die Tanzstudien seiner reizenden Tochter, welche durch die Kühnheit und Grazie ihrer Pas den zärtlichen Vater zu wiederholten Beifallsäußerungen hinriß.

Von väterlichem Entzücken hingerissen, kniff er die kleinen Augen zusammen, daß sie kaum noch sichtbar waren; er schnalzte mit der Zunge und lieh seiner Bewunderung die ausgesuchtesten Schmeichelworte, wobei er die merkwürdige Eigenschaft entwickelte, die von ihm mit Vorliebe gebrauchten Fremdwörter zu verwechseln und statt des Accusativ den Dativ oder auch den umgekehrten Casus anzuwenden.

„Bravo, Bravissimo!“ rief er laut. „Du übertriffst dir selbst und wirst eine große Furore machen, wie er noch gar nicht dagewesen ist.“

„Ich glaube auch, daß die neue Pirouette einen außerordentlichen Effect hervorbringen muß“, versetzte Melusine, die Figur vor dem Spiegel wiederholend.

„Der Defect ist wirklich überraschend, magnipik! Das Publikum wird im höchsten Grade chagrinirt sein.“

„Du willst gewiß charmirt sagen, Papa!“

„Charmirt oder chagrinirt, das ist Alles einerlei, wenn die Leute nur klatschen, daß ihnen die Glazzés platzen."

„Du meinst wol die Glacés, die Handschuhe? Ich habe dir schon oft gesagt, daß du dich durch deine falsche Sprachweise lächerlich machst. Das mußt du dir abgewöhnen, Papa!"

„Sei nicht böse, mein Melusinchen. Ich gebe mich die größte Mühe, dramatikalisch zu reden, aber so sehr ich auch aufpasse, entfährt mich doch hier und da ein kleiner Schwupper, der mir aber nicht schenirt. Ich nehme es dir gar nicht übel, wenn du mir desweges couragirst."

„Corrigirst, heißt es, corrigirst", erwiderte die Tänzerin ungeduldig über die grammatikalische Schwäche ihres würdigen Erzeugers.

„Du bist heute, wie es mir scheint, bei schlechtem Homer", bemerkte der Unverbesserliche. „Sage mir, was dir fehlt, mein süßes Mäuschen!"

„Ach!" seufzte Melusine, indem sie ein bewunderungswürdiges Entrechat schlug.

„Was hat das zu bedeuten?" fragte der besorgte Vater. „Du verdrehst deine Augen wie ein kranker Canarienvogel, wenn er den Pieps hat. Es ist dich doch nicht etwas Unangenehmes grassirt."

„Passirt, Papa, passirt!“ rief sie ärgerlich und stampfte vor Zorn mit ihrem kleinen Fuße auf den Boden.

„Ich bitte dich, modernire dir“, versetzte Petermann ängstlich. „Wenn du dir ärgerst, kannst du noch deine Gesundheit rugeniren und dir krank machen.“

„Ich habe wol allen Grund verdrießlich zu sein“, erwiderte Melusine, während sie sich anstrengte, ein lächelndes Gesicht zu machen, wie es gerade das von ihr in diesem Augenblicke ausgeführte Exercitium aus dem neuen Ballet erforderte.

„Aber was quält dir denn so sehr, daß du deine ganze Balance verlierst? Du läßt dir ja sonst nicht so leicht comprimiren.“

„Der Schändliche! Der Heuchler!“ schrie sie aufgebracht und lächelte dazu im Geiste ihrer Rolle noch heiterer als zuvor.

„Von wem sprichst du denn, mein goldenes Püppchen!“ fragte Petermann zärtlich.

„Von wem anders, als von dem elenden Jacques, diesem erbärmlichen Wicht. Nicht genug, daß er mich mit der dummen Ballgeschichte compromittirt hat, will er sich, wie mir Lieutenant Stangenberg sagt, mit einer adelichen Geheimrathstochter in diesen Tagen verloben.“

„Und das ärgert dir?" versetzte der ehrenwerthe Vater verwundert. „Ich begreife nicht, was du dir aus einen solchen Gimpel machst, der sich mit seinen dämlichen Ball so compromirt hat, daß die ganze haute volaille über ihn gelacht. Du brauchst nur zu winken und du hast zehn Andere für ihn, denen er nicht das Wasser reicht, echte Cavaliere vom höchsten Adel."

„Aber deine Cavaliere haben kein Geld, sondern nur Schulden. Wenn es hoch kommt, schenken Sie ein Bouquet oder einen Ring, der keine zehn Thaler werth ist. Und ans Heirathen ist gar nicht zu denken."

„Da hast du recht, Melusinchen! In dieser Sperpective erscheint mich auch ein Bankier angenehmer, besonders wenn er wirklich reelle Absichten hat wie der Herr Schröder junior, dessen Vater ein angehender Millionäher sein soll. Aber was nutzt mich das Alles, wenn ich nichts davon haben kann. Für's Gewesene gibt der Israelite nichts."

„O! er soll es mir büßen", versetzte Melusine mit blitzenden Augen, während sie auf einem Fuße schwebte und den andern mit einer drohenden Bewegung kühn in die Luft schleuderte.

„Brillant!" schrie der entzückte Vater. „Dacapo!"

„Aber was fällt dir denn ein, Papa? Wir sind ja nicht im Theater.“

„Deine Pirouette war großartig, superbe.“

„Ach! Dein Beifall kann mich leider nicht befriedigen. Ich fühle mich so unglücklich, namenlos unglücklich.“

Dabei stand die Tänzerin vor dem Spiegel noch immer auf einem Fuße und lächelte dazu so freundlich, als ob sie vor Wonne laut aufjauchzen wollte, während sie in Wirklichkeit dem ungetreuen Jacques ernstlich zürnte.

„Aber, mein Engelchen!“ sagte der zärtliche Vater, „wenn ich nur wüßte, was ich thun soll, um dir eine genügende Satisfactur zu verschaffen. Ich kann doch den jungen Mann nicht an den Ohren zu deinen Füßen schleppen und ihn zwingen, dir zu heirathen.“

„Aber du sollst, du mußt mich rächen“, versetzte Melusine wie ein Kreisel auf der äußersten Fußspitze sich athemlos im Wirbel herumdrehend.

„Nimm dich nur in Acht, daß du nicht bei der Tourbine ausgleitest und fällst“, warnte der besorgte Petermann.

„Hast du denn nicht gehört, daß du mir helfen sollst, an dem Treulosen Rache zu nehmen?“ unterbrach die Tänzerin seine väterliche Warnung.

„Von Herzen gern, mein Mäuschen! Aber man muß doch ein Corpus depicti haben, wie der Herr Justizrath sagt, wenn man ihm beikommen und eine ordentliche Ohrfeige versetzen soll."

„Ich besitze zahlreiche Autographen von Jacques, worin er mir seine Liebe in den feurigsten Worten gesteht."

„Solche Photographen können uns nur nützen, wenn er ausdrücklich darin erklärt, daß er mit dir eine Mesalliance schließen will."

„Er hat mir zehnmal wenigstens in seinen Briefen die Hand angetragen und mir die Ehe versprochen."

„Wenn das wirklich der Fall ist, so soll er mir kennen lernen. Wovor wäre ich sonst dein Vater? Ich werde ihm eine Entschädigungsklage an den Hals werfen und einen Proceß obstruiren, daß er an mir denken wird. Unter funfzigtausend Thaler soll er mir nicht loskommen."

„Ich fürchte nur einen großen Skandal und möchte deshalb zur Vorsicht rathen. Am besten wäre es wol, wenn wir erst auf gütlichem Wege eine Einigung versuchten."

„Verlasse dir ganz auf deinen Vater. Ich bin in solchen Dingen ein alter Praktikant und außerdem werde ich zuerst mit unserm Freunde Fleckel mir berathen. Der versteht mehr da=

von als alle Juristen von der Welt, der hat den ganzen Codex und das Landrecht in seinem Kopfe."

„Wenn man nur auf seine Discretion und Verschwiegenheit rechnen kann", mahnte die Tänzerin.

„Er wird schon discret sein und schweigen, da ich ihn, so zu sagen, an der Leine halte. Ich besitze noch eine hübsche Anzahl Wechsel mit seiner Unterschrift. Wenn er den Mund aufthut, so lasse ich ihn einstecken."

„Ich dachte, daß Fleckel in jüngster Zeit ausgezeichnete Geschäfte macht."

„Alles Schwindel", entgegnete der würdige Petermann. „Der ganze internationale Phaeton ist der reine Schwindel, aber großartig. Dieser Fleckel besitzt ein merkwürdiges Genium; wenn er nur mehr Sitzfleisch und Salidarität hätte, so könnte er es weit bringen. Mit seinem Kopfe wäre ich längst schon Millionär geworden."

„Aber was soll er dabei thun?" fragte Melusine, eine neue Attitude vor dem Spiegel probirend.

„Fleckel soll mir bei dem alten Schröder helfen, und gewissermaßen mein crimineller Beistand sein, da ich mit der Feder nicht so Bescheid weiß wie er und mir auf die juristischen Finten nicht so gut verstehe wie der Pfiffikus. Er wird

mir vertreten und mit dem Bankier in meinem Namen vegetiren."

„Negoziren, Papa! Du willst sagen negoziren."

„Ganz recht! Und ich hoffe, daß wir mit seiner Hülfe eine Resolution erreichen werden; denn Fleckel ist der Mann dazu und hat eine wunderbare Schwarte, ein Mundwerk am Leibe, womit er das Blaue vom Himmel herunterschwatzen kann."

„Ich bin damit vollkommen einverstanden, unter der Bedingung, daß ich in keiner Weise compromittirt werde und mein Ruf darunter nicht leidet."

„Wo denkst du hin, mein Mäuschen? Ich werde dir gewiß nicht comprimiren; darauf kannst du ruhig Gift nehmen. Und Fleckel wird sich hüten, dir zu blamiren, da ich ihn so zu sagen in der Tasche habe. Jetzt aber gib mich die Photographen von deinem Courmacher."

„Die Autographen liegen in meiner Chatoulle. Ich will sie dir sogleich heraussuchen."

„Das gefällt mir von dich, daß du in deinen Correspondenzien eine solche Ordnung hältst. Mit dem Eheversprechen in der Hand will ich schon ein anständiges Sümmchen von dem Herrn Schröder exmittiren, oder ihn zwingen, dir zu heirathen; was vielleicht noch besser wäre."

Mit diesen Worten und Jacques' Briefen, die sie ihm einhändigte, in der Tasche, verabschiedete sich der zärtliche Vater Melusinens, um seinem alten Freunde Fleckel, mit dem er seit Jahren in Geschäftsverbindung stand, einen schon längst zugedachten Besuch abzustatten.

Der geniale Director des internationalen Pantheons schien jedoch nichts weniger als entzückt von der ihm zugedachten Ehre, da er verschiedene wichtige Gründe haben mochte, jede Begegnung mit dem ihm nur zu bekannten Petermann zu vermeiden. Indeß war er viel zu fein und höflich, um nicht das Gefühl einer unangenehmen Ueberraschung zu verbergen.

„Herr Petermann!" rief er mit geheuchelter Freundlichkeit. „Das freut mich unendlich, Euch einmal wieder nach langer Zeit zu begrüßen."

„Sehr abligirt", versetzte der würdige Geschäftsfreund. „Habe mir schon längst vorgenommen, Sie in Ihrem irrationalen Phaeton zu besuchen und einmal zu sehen, wie der Hase läuft."

„Großartig, in der That großartig, brillante Aussichten, Verbindungen mit den ersten Künstlern der Welt, Professor Kaulbach in München, Cornelius in Berlin, Michel Angelo in Rom, Murillo in Madrid, Gebrüder van Eyck in Holland",

flunkerte Fleckel, mit liebenswürdiger Unverschämtheit auf die Unwissenheit seines Gastes rechnend.

„Alles schön, aber die Hauptsache ist doch der Absatz, der nervus jerum, die Kundschaft. Was nützen mich der Kaulbars und Cornelius, wenn sie auch noch so schön malen und sie bleiben Einem auf dem Halse liegen. Ich glaube, daß bei dem ganzen Schwindel wieder nichts herauskommen wird als ein Concurs, wie Sie ihn schon viermal gemacht haben.“

„Diesmal bin ich meiner Sache gewiß. Das internationale Pantheon beruht auf der sichersten Basis und genießt im höchsten Grade das Vertrauen und die Achtung des Publikums. Wenn es so fortfährt, so werden wir schon in diesem Jahre sieben Procent Dividende zahlen. Wie wäre es, Petermännchen, wenn Ihr ein Paar Actien riskirtet?“

„Gott soll mich bewahren! Ich habe noch genug an Ihren Permetheus, womit ich reingefallen bin. Nein! Mich machen Sie keine Wippchens vor, davor bin ich zu gerieben. Wir kennen uns.“

Dazu lachte Petermann und auch Fleckel stimmte mit erzwungener Fröhlichkeit ein, um seinen Gast bei guter Laune zu erhalten. Beide glichen den römischen Auguren, die sich

nicht in das Gesicht sehen konnten, ohne über die Dummheit der Welt zu lachen.

„Aber darf ich fragen", sagte Fleckel, nachdem sie zu lachen aufgehört, „was mir eigentlich das Vergnügen Ihrer Gegenwart verschafft?"

„Wie Sie sich wol erinnern werden", versetzte Petermann, plötzlich ernst geworden, „habe ich noch verschiedene kleine Wechsel von Sie in meinem Portfell, deren Bezahlung Ihnen gewiß nicht scheniren wird, da Sie ja jetzt so gute Geschäfte machen."

„Leider ist das baare Geld mir ausgegangen. Ich habe noch immer große Verbindlichkeiten aus früherer Zeit, und wenn auch das internationale Pantheon eine glänzende Zukunft verspricht, so bin ich doch vorläufig in meinen Mitteln beschränkt, da ich als Director unter der Controle des Aufsichtsrathes stehe. Sie werden mir daher einen großen Gefallen thun, wenn Sie sich noch einige Zeit gedulden."

„Nun, ich bin kein Unmensch und will Ihre Wechsel perlegiren, wenn Sie mir dafür auch einen Gefallen thun, weswegen ich eigentlich zu Sie gekommen bin. Aber bevor ich Ihnen sage, um was es sich handelt, müssen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie vor Jedermann schweigen."

„Parole d'honneur, auf Ehrenwort, mein lieber Petermann! Ich werde stumm sein wie das Grab."

„Sie kennen doch meine Tochter?"

„Welche Frage? Die göttliche Melusine, die Schwester der Grazien, die Königin des Ballets, die himmlische Fußkünstlerin, welche Goethe und Schiller, Jean Paul, Wieland, Gutzkow, Geibel, Freytag und alle Classiker tanzt."

„Na, dann werden Sie wol auch wissen, daß ihr der junge Schröder ein Eheversprechen gegeben hat."

„Schriftlich oder mündlich?"

„Wir haben ein Photograph von ihm in Händen, wie Sie sich selbst überzeugen können."

„Monsieur Jacques macht wol Ausflüchte und will nicht anbeißen?"

„Das ist der richtige Casus. Wir wissen ganz bestimmt, daß er sich nächstens mit einer Geheimrathstochter verloben wird."

„Und da wollen Sie ihm einen Riegel vorschieben, ich verstehe. Aber was kann ich dabei thun?"

„Sie sollen uns helfen, den Patron ordentlich zwiebeln. Zuerst müssen Sie mir einen Brief an den Alten aufsetzen, da ich nicht die Portographie so gut studirt habe, wie Sie.

Wir verlangen funfzig tausend Thaler Abstandsgeld oder die Vollziehung der Mesallianz."

„Das ist das Wenigste, was Sie fordern können. Für ein gebrochenes Frauenherz, für den väterlichen Kummer, für die Ehre der Petermann'schen Familie sind funfzig tausend Thaler eine wahre Lumperei."

„Wenn Sie die Sache prästiren und uns die gewünschte Satisfactur und Schmerzensgelder verschaffen, so sollen Sie auch dabei nicht zu Schaden kommen. Sie wissen, daß ich unter Umständen auch schenerös sein kann."

„Und darf man fragen, worauf ich zu rechnen hätte?"

„Erstens perlegire ich Ihre Wechsel um drei Monate ohne alle Revision; außerdem erhalten Sie von uns ein und ein halbes Procent Cartonnage, wenn Alles glatt abgemacht ist."

„Ich habe wenigstens zwei Procent Courtage erwartet; das sind die gewöhnlichen Gebühren für jeden Unterhändler, noch dazu bei einer so delicaten Angelegenheit."

„Na, Fleckelchen, auf ein halbes Procent soll es uns nicht ankommen. Sind Sie damit zufrieden?"

„Aus alter Freundschaft will ich ein Auge zudrücken und die Sache arrangiren unter der Bedingung, daß Sie sich so

wenig als möglich hineinmischen und meine Anordnungen streng befolgen."

„Sie wollen mir doch nicht übers Ohr haun und mit dem Bankier gegen mir unter einer Decke spielen?" fragte Petermann mistrauisch.

„Wo denken Sie hin, alter Geschäftsfreund?" erwiderte Fleckel mit der Miene der gekränkten Unschuld. „Wenn Sie an meiner Ehrlichkeit zweifeln, so will ich lieber zurücktreten. Dann können Sie selbst sehen, wie weit sie mit ihren Ansprüchen kommen werden."

„Nur nicht gleich hitzig, Fleckelchen", beschwichtigte der Theatervater. „Wir kennen uns schon seit vielen Jahren und die Vorsehung ist die Mutter der Weisheit, wie der Prediger Salamon sagt. Außerdem hab' ich Ihnen ja mit den Wechseln in Händen, weshalb ich Ihnen mein unbedingtes Vertrauen schenke. Also abgemacht und schlagen Sie ein; was ich Sie versprochen habe, das halte ich und daran soll kein Gotha fehlen."

„Gut! die Sache ist abgemacht. — Und nun hören Sie, was Sie thun müssen", sagte Fleckel nach einigem Nachdenken. „Fräulein Melusine wird zunächst plötzlich während der Vorstellung des neuen Ballets auf der Bühne in Ohnmacht fallen und krank werden."

„J Gott behüte! Das kann ich nicht zugeben, das wird ja einen ungeheuern Skandal machen."

„Eben dies ist meine Absicht. Eine solche Ohnmacht macht im höchsten Grade interessant und verursacht das größte Aufsehen. Die ganze Stadt, der Hof, die Börse, der Jockeyclub, alle Welt wird davon sprechen und nach der Ursache fragen. Unter der Hand verbreitet man die Nachricht, daß Fräulein Melusine infolge einer schrecklichen Gemüthsbewegung erkrankt sei, man gibt zu verstehen, daß Herr Schröder junior die Schuld habe. Das erregt Mitleid, Theilnahme und allgemeines Interesse. Vierzehn Tage wenigstens darf Ihre Tochter die Bühne nicht betreten; sie muß das Bett hüten, an Krämpfen schwer daniederliegen. Begreifen Sie jetzt, was ich damit bezwecken will?"

„Sie sind ein Mordskerl!" rief Petermann voll ungeheuchelter Bewunderung. „So was wäre mir mein Lebtag nicht eingefallen. O Gott! wenn ich Ihren Kopf hätte, so wäre ich längst ein Industrieller erster Größe wie Rothschild geworden."

„Wer weiß", versetzte Fleckel lächelnd, „ob ich es nicht noch weiter wie Rothschild bringe. In meinem Hirn schlummern Ideen, von denen sich gewöhnliche Sterbliche nichts

träumen lassen. Noch habe ich nicht meinen letzten Trumpf ausgespielt. Aber bis jetzt hat Fortuna mir leider nicht gelächelt. Das Glück ist ein Weib und voll Launen, läuft den Dummen nach und überschüttet Narren und Esel mit seinem Füllhorn, während es dem Genie den Rücken kehrt."

„Das haben Sie schön gesagt, gerade wie Devrient, wenn er den Markus Poser spielt. Aber wir kommen von der Hauptsache ab."

„Wenn wir so die öffentliche Meinung für Fräulein Melusine und gegen ihren treulosen Verführer auf unserer Seite haben, dann rücken wir dem alten Schröder auf den Leib und verlangen eine entsprechende Satisfaction, indem wir ihm mit einer Klage drohen."

„Magnipik, ausgezeichnet!" rief Petermann und rieb sich vor Entzücken die Hände. Aber Melusinchen möchte um keinen Preis es dahin kommen lassen von wegen des Skandals."

„Und glauben Sie denn, daß dem Bankier weniger an seinem Rufe gelegen sein wird, als Ihrer Tochter? Ich wette einen echten Brillanten gegen einen Kieselstein, daß er klein beigibt. Wir bestehen auf der Heirath, das wird er unter keiner Bedingung zugeben wollen. Er wird uns eine Entschädigung proponiren, wir fordern funfzig tausend Thaler

lassen uns aber billig finden und nehmen dreißig tausend, womit, wie ich glaube, das Herz Ihrer Tochter und Ihre Börse sich begnügen lassen werden."

„Und Sie erhalten ihre Wechsel perlegirt und eine anständige Revision von mir."

Mit diesem gegenseitigen Abkommen zufrieden, reichten sich die beiden Biedermänner freundschaftlich die Hände zum schönen Seelenbunde.

2.

Unterdeß waren die zwischen den beiden Familien eingeleiteten Präliminarien fast bis zum Abschluß gediehen. Die Geheime Finanzräthin, welche das Regiment im Hause führte, hielt die Verlobung zwischen ihrer Tochter und Herrn Schröder junior nur noch für eine Frage der Zeit. Die Entscheidung sollte auf einer Soirée herbeigeführt werden, womit sie sich zugleich für das eingenommene Diner zu revanchiren gedachte.

„Das wird wieder ein schweres Geld kosten", klagte der besorgte Gatte.

„Beruhige dich, lieber Mann! Es kann mir nicht einfallen," entgegnete sie, „mit dem Bankier concurriren zu wollen. Wir geben, wenn es hoch kommt, ein Fischfricassée, wilde Hammelkeule, die unsere Köchin trefflich zu bereiten versteht, sodaß sie selbst von Feinschmeckern für Rehbraten schon gehalten worden ist, Eis, Butter und Käse, einen trinkbaren Wein für zwölf und einen halben Silbergroschen, das wird uns nicht umbringen."

„Aber was wird der verwöhnte Commerzienrath zu einem solchen Souper sagen?"

„Wir imponiren ihm durch geistige Genüsse, die er sich trotz seines Reichthums nicht zu verschaffen vermag. Die Stribelli wird eine große Arie singen, Frau Fischer-Jammermann eine Scene aus der «Phädra» spielen und der bekannte Rhetor Schnurrer aus meinem großen patriotischen Epos «Die Schlacht bei Ikonium» die ergreifendsten Stellen recitiren."

„Wenn der Kerl nur nicht so brüllen möchte."

„Das verstehst du nicht, lieber Witzenhausen. Schnurrer ist einmal als patriotischer Declamator anerkannt. Je mehr er schreit, desto mehr wird er applaudirt. Außerdem lasse ich lebende Bilder stellen; dazu können wir den Maler Schröder einladen, der mit dem Commerzienrath verwandt ist. Natürlich muß Bella dabei im schönsten Costüm erscheinen."

„Aber dazu brauchen wir theuere Stoffe, eine Bühne. Der Maskenverleiher und der Tapezier werden uns eine schöne Rechnung machen. Ich habe noch von unserer letzten Soirée daran zu tragen."

„Du machst dir ganz unnöthige Sorgen. Ich werde diesmal schon Alles auf das Billigste einrichten. Als Bühne können wir unser Schlafzimmer nehmen und die Bettgardinen als

Vorhang benutzen. Die Costüme borgen wir uns vom Theater. Der Regisseur wird sich ein Vergnügen daraus machen, wenn wir ihm die Ehre erweisen und eine Einladung schicken."

„Ich fürchte nur, daß die Gesellschaft etwas bunt ausfallen wird."

„Je bunter, desto besser. Vor allen Dingen müssen wir einige berühmte Namen haben, für die ich schon sorgen werde, Professor Schnaufler von der Akademie, Doctor Tolle, den berühmten Lyriker, und Doctor Schnitzler, den famosen Feuilletonisten und Kunstkritiker; der muß einen Artikel für seine Zeitung über unsere Soirée schreiben. Was uns an Reichthum und Luxus abgeht, werden wir durch Kunstnotabilitäten und wissenschaftliche Koryphäen ausgleichen. Natürlich dürfen wir die aristokratischen Elemente und das Militair nicht vergessen, einige Uniformen sind unentbehrlich und geben der ganzen Gesellschaft ein gewisses Lustre. Deshalb bitten wir den Grafen Stutterbach, unsern Vetter Oberst Stangenberg und seinen Neffen, den Lieutenant."

„Die Beiden, besonders den Letztern, möchte ich lieber von deiner Liste streichen. Du weißt, daß der Oberst nicht den besten Ruf genießt, und der Lieutenant dürfte schon Bella's wegen fortgelassen werden."

„Im Gegentheil. Der Oberst macht mit seinen vielen Orden eine gute Figur und ist ein liebenswürdiger Gesellschafter, außerdem zählt er zu unserer Familie. Was den Lieutenant betrifft, so kann ich deine Befürchtungen durchaus nicht theilen. Bella hat ihre Schwäche überwunden, und seine Gegenwart übt einen gewissen Reiz auf Herrn Schröder junior aus. Eifersucht ist ein spanisches Fliegenpflaster für zögernde oder apathische Liebhaber, um eine Entscheidung herbeizuführen."

„In dir ist wirklich eine große Diplomatin verloren gegangen," erwiderte der Geheimrath voll Bewunderung.

„Schade, daß wir Frauen nicht die politischen Angelegenheiten leiten. Ich glaube, daß die Welt nicht schlecht dabei fahren würde. Aber um wieder auf unsere Gesellschaft zurückzukommen, so wird es wol auch nöthig sein, daß wir deinen Ministerial-Director und einige Collegen von dir bitten, wir müssen durchaus auch höhere Beamten mit Titeln und Orden vorführen. Solch ein decorirtes Knopfloch mit goldener Kette, woran die genügende Anzahl von Sternen und Kreuzen hängt, macht immer einen ausgezeichneten Effect, abgesehen, daß der Abtheilungs-Chef als dein Vorgesetzter warm gehalten werden muß."

Nach diesem Princip erfolgten auch bald darauf die Einladungen, wobei die lebenskluge Geheimräthin den Grundsatz festhielt, jeden ihrer Gäste so viel als möglich auszubeuten. Sie verfuhr in dieser Beziehung mit systematischer Gründlichkeit, indem sie ihre Freunde und Bekannte für ihre jedesmalige Zwecke geschickt zu benutzen suchte. Wer Sänger war, mußte in ihren Gesellschaften natürlich gratis singen, die Schauspieler declamiren, die Künstler lebende Bilder stellen, die Kritiker ihre Gedichte loben, die übrigen Notabilitäten wurden von ihr als decorative Staffage ihres Salons gebraucht.

Keine Berühmtheit des Tages vermochte sich so leicht der liebenswürdigen Frau zu erwehren, welche weder Schmeicheleien, noch Bitten, noch Intriguen verschmähte, um zu ihrem Ziel zu gelangen. Wo sie aber selbst nicht ankommen konnte, wurde der würdige Gatte von ihr gepreßt, sein Heil zu versuchen, so daß der Aermste sich auf einer fortwährenden Jagd nach ausgezeichneten Männern und Frauen, Dichtern, Malern und Bildhauern befand, wodurch er ganz gegen seinen Willen in den Ruf eines enthusiastischen Kunstliebhabers gerathen war.

Auf diese Weise gelang es auch diesmal der Geheimräthin, eine glänzende Gesellschaft zusammen zu bringen, mit

der sie der Familie des Commerzienrathes zu imponiren gedachte. Zu demselben Behufe wurden die größten Anstrengungen von ihr gemacht, ein in die Zeitungen inserirtes Gedicht an die berühmte Stribelli verpflichtete die ausgezeichnete Primadonna ihren Dank durch ein Lied abzustatten, während der Regisseur des Theaters unmöglich die von ihm gewünschten Garderobestücke zu den lebenden Bildern verweigern konnte, da mit dem Gesuch zugleich eine schmeichelhafte Einladung zu der Soirée verbunden war.

Der bekannte Klavierspieler Guido Paukhammer wurde durch die Aussicht auf sein nächstes Concert gekapert, indem ihm die Geheimräthin Hoffnung auf die Mitwirkung der anwesenden Stribelli machte; Professor Schnaufler konnte nicht absagen, da ihm Herr von Witzenhausen die Aussicht eröffnete, daß der Commerzienrath einen grünen Amor oder eine gelbe Nymphe dem Künstler abkaufen würde. Dem Kunstkritiker Schnitzler wurde ein pikanter Artikel versprochen, dem Grafen Stutterbach ein Flor junger, schöner Damen, und dem einflußreichen Ministerial-Director eine Partie L'Hombre, die seine Leidenschaft war.

Jedem Gast aber wurde gleichsam die stille Verpflichtung auferlegt, sein Couvert durch eine entsprechende Gegenleistung

zu bezahlen. Wer Talent besaß, sollte dazu beitragen, die Gesellschaft zu unterhalten, Rang, Uniform und Orden dienten als Decoration, Jugend und Schönheit als anziehende Staffage.

Dabei verstand es die gewandte Dame, Alles auf das Billigste herzustellen; der Haustapezier, durch das Versprechen einträglicher Empfehlungen gewonnen, schuf aus dem Schlafzimmer mit Hülfe der Bettvorhänge und einiger Gardinen ein kleines, artiges Theater für die lebenden Bilder und sonstige Vorstellungen. Alle Freunde, Verwandte und selbst entfernte Bekannte wurden in Anspruch genommen, um ihr Silberzeug, Porzellan, Glasgeschirr, Tafelservice, Krystallampen und Candelaber zu leihen, so daß auch in dieser Hinsicht nicht nur der Anstand gewahrt, sondern selbst ein gewisser Luxus getrieben werden konnte.

Durch Beseitigung des Actentisches und des alten Schreibbureau verwandelte sich die Arbeitsstube des Hausherrn in ein comfortables Spielzimmer. Aus dem Salon wurden alle überflüssigen Möbel entfernt, um Raum zu dem stattfindenden Ball zu schaffen, und ein neuer, höchst eleganter Flügel geborgt, auf dem Herr Paulhammer zum Tanze spielen sollte. Die große Kinderstube gab den Speisesaal her, nachdem durch Scheuern mit verdünnter Schwefelsäure und andern Chemi-

kalien, Bohnen und oberflächliche Uebermalung die Spuren der jugendlichen Hände, verschiedene Flecke und Dintenkleckse an den Wänden und auf dem Fußboden sorgfältig verdeckt und ausgetilgt waren.

Auch eine Anzahl von Lohnbedienten wurden für den Festabend engagirt, um in Livree Speisen und Getränke umher zu reichen. Denselben schärfte die Geheimräthin noch besonders ein, die Gäste ja nicht zu nöthigen, Schüsseln und Gläser nicht zu oft zu präsentiren; weil derartige Zudringlichkeiten gegen den guten Ton verstößen. Auch ermahnte sie ihre Leute, das zerbrechliche Geschirr in Acht zu nehmen, mit der Drohung, daß ihnen jeder angerichtete Schaden an ihrem Trinkgelde abgezogen werden sollte.

Nachdem noch die unermüdliche Frau für ihre Garderobe und Bella's Robe mit Hülfe einer armen Hausschneiderin gesorgt, erwartete sie wie ein umsichtiger Feldherr wohlgerüstet den Moment der mit Sehnsucht herbeigewünschten Entscheidung. Zuvor aber hielt sie noch eine Art Generalmusterung über das Schlachtfeld, worauf sie jedem Einzelnen die nöthigen Instructionen, vor Allen aber ihrer Tochter einige mütterliche Winke gab über die Art und Weise ihres Verhaltens gegen Herrn Schröder jun. und Familie.

„Du wirst wissen," sagte die zärtliche, kluge Mutter, „daß von deinem heutigen Benehmen dein Glück und deine Zukunft abhängt. Der junge Schröder wird wahrscheinlich die Gelegenheit benutzen, um dir eine Erklärung zu machen; ich brauche dir nicht zu sagen, was und wie du ihm antworten sollst. Vor allen Dingen mußt du Alles vermeiden, was ihn verletzen oder abschrecken könnte. Deshalb rathe ich dir, deinen Vetter, den Lieutenant Stangenberg, zwar mit den schuldigen Egards zu behandeln, aber keinerlei Intimität von ihm zu dulden. Du darfst ihm einen, höchstens zwei Tänze gestatten; im Cotillon holst du nicht ihn, sondern Herrn Jacques, und wenn der Vetter dich zu Tische führen will, so dankst du und reichst deinem Bewerber den Arm. Das wird seiner Eigenliebe schmeicheln und einen tiefen Eindruck machen, da bei den meisten Männern Eitelkeit die Stelle der Liebe vertritt. In der Unterhaltung mit ihm wirst du gut thun, die schickliche Mitte zwischen aufmunternder Freundlichkeit und weiblicher Zurückhaltung zu beobachten. Eine gewisse Zerstreutheit, ein schmachtendes, aber durchaus nicht auffallendes Wesen muß ihn ahnen lassen, daß er dir nicht gleichgültig sei."

„Aber liebe Mama!" unterbrach Bella diese mütter-

lichen Rathschläge, „du kannst doch nicht verlangen, daß ich ihm Avancen mache.“

„Ein verständiges Mädchen wie du wird am besten wissen, wie weit sie in dieser Beziehung gehen kann, ohne sich etwas zu vergeben. Ich verlasse mich ganz auf deinen Takt. Jetzt aber dürfte es Zeit sein, an deine Toilette zu denken. Thu mir den einzigen Gefallen und mache dich so schön als möglich, verwende ganz besondere Sorgfalt auf deine Frisur. Ich finde, daß dir ein Scheitel à la reine Margot am besten steht; einige rothe Rosen im Haar werden deinen etwas blassen Teint heben. Dazu das blaue Kleid mit der ausgeschnittenen Taille und dem Spitzenbesatz, das wie angegossen sitzt. Ich zweifle nicht, daß dein Triumph vollständig sein wird, wenn du meine Ermahnungen nur befolgen willst.“

In dieser Weise ordnete die Geheimräthin Alles an, arbeitete sie für den Glanz ihres Hauses sowie für das Glück ihres Kindes. Mit gleicher Liebe umfaßte die treffliche Frau Küche und Keller, bewachte sie das Herz und die Toilette ihrer Tochter, ermahnte sie die Köchin zur Sparsamkeit und Bella zur Folgsamkeit, sorgte sie, daß der Braten nicht verbrannte und das Feuer des Lieutenants keinen Schaden anrichtete, stellte sie die Spieltische auf und die Leute an,

half sie dem Geheimrath die weiße Binde umknüpfen und die Plätze an der Tafel belegen, zählte sie den Lohnbedienten die silbernen Messer und Löffel sowie die Weinflaschen zu, suchte sie für die Sängerin und den Virtuosen die passenden Musikalien und für den berühmten Rhetor die poetische Kost des Abends aus, für Herz und Magen, für geistige und leibliche Nahrung mit bewunderungswürdiger Umsicht und Thätigkeit bedacht.

Nach und nach füllte sich der Salon mit den erwarteten Gästen, mit schwarzen decorirten Leibröcken und bunten Uniformen, mit schweren Seidenroben und leichten Ballkleidern, mit aristokratischen und bureaukratischen Herren, mit künstlerischen und gelehrten Notabilitäten, mit alten und mit jungen Damen.

Das war ein Grüßen und Nicken, ein Knicksen und Verbeugen, ein Austausch von höflichen, nichtssagenden Phrasen, ein Wechsel von hergebrachten Freundschaftsversicherungen und verbrauchten Redensarten, wobei sich Wirth und Gäste an Liebenswürdigkeit und Feinheit, an Grazie und Takt zu überbieten suchten.

Ein besonders artiger Empfang wurde dem Commerzienrath Schröder und dessen Familie zutheil, denen zu Ehren

die heutige Soirée stattfand. Man erdrückte den Bankier gleichsam mit Zuvorkommenheit, stellte ihn gewissermaßen auf ein erhabenes Piedestal und umgab ihn mit einem förmlichen Nimbus, der seiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte.

Herr von Witzenhausen drückte ihm wiederholt die Hand, nannte ihn nur seinen verehrten Freund, während die Geheimräthin die bescheidene Commerzienräthin mit den zartesten Aufmerksamkeiten überhäufte, sodaß die schlichte Frau in die höchste Verlegenheit gerieth. Auch Fräulein Bella bemühte sich sichtlich unter den strengen Augen der Mutter auch Klara gegenüber einen schwesterlich freundschaftlichen Ton anzustimmen und mit Jacques die ihr im voraus einstudirte Rolle zu spielen.

Natürlich wurden mit der gebührenden Feierlichkeit sämmtliche Koryphäen vorgestellt, die in der That den beabsichtigten Zweck nicht verfehlten und dem Commerzienrath durch ihren Ruf und ihr Talent nicht wenig imponirten, sodaß er darüber die sonstigen kleinen Schwächen der Einrichtung, den fehlenden Reichthum und Luxus des Hauses übersah. Seine Eitelkeit nahm die verbindlichen Worte des Professors Schnaufler für baare Münze, der seinerseits den Bankier wegen des zu erwartenden Ankaufs einiger Bilder mit der größten Hoch-

achtung und Artigkeit behandelte, indem er dessen keineswegs begründete Kunsturtheile wie Orakelsprüche aufzunehmen schien.

Auch der Ministerialdirector, dessen Knopfloch mit einer ganzen Sammlung von Sternen und Orden geschmückt war, unterhielt sich sehr herablassend mit dem Bankier; zugleich ließ er im Laufe des Gesprächs der finanziellen Bedeutung des Commerzienraths die wohlverdiente Anerkennung widerfahren und einige entfernte Andeutungen fallen, welche das erwünschte Wörtchen „Geheimer" vor dem Titel Schröders in Aussicht stellten.

Herr Jacques dagegen war von Bella's Liebenswürdigkeit entzückt, obgleich ihn die Gegenwart des Lieutenants von Stangenberg und des Grafen von Stutterbach genirte, da die alten Freunde zu viel von seiner Vergangenheit wußten und ihn gerade nicht in feinster Weise mit der Erinnerung an Melusinen neckten. Indessen versöhnte ihn der augenscheinliche Vorzug, welchen ihm die Tochter des Hauses vor seinem Nebenbuhler gab, sodaß seine gute Laune bald wieder hergestellt wurde.

Auch Klara wurde angenehm überrascht, als sie unter den Anwesenden ihren Cousin Bernhard erkannte, der ebenfalls eine Einladung von der Wirthin zu ihrer Soirée er-

halten hatte, um die lebenden Bilder zu arrangiren. Er glaubte sich der Gesellschaft um so weniger entziehen zu dürfen, da er von dem Armendoctor oder vielmehr von dessen Schwester erfahren hatte, daß seine Verwandten ebenfalls dabei erscheinen würden.

Obgleich der Bankier wenig oder gar keine Notiz von seinem Neffen nahm, so bewahrte Bernhard ihm und allen Angehörigen der Familie eine treue Anhänglichkeit, sodaß er gern die Gelegenheit benutzte, sie und besonders die von ihm schwesterlich geliebte Klara am dritten Orte wiederzusehen.

Bald saßen Beide im traulichen Gespräche, unbekümmert um ihre sonstige Umgebung, und tauschten in alter freundschaftlicher Weise ihre Gedanken und Erlebnisse nach langer Trennung aus. Mit inniger Theilnahme erkundigte sich Klara nach seinen Fortschritten und Studien, nach seinen Aussichten und Hoffnungen, hörte sie seine Schilderungen von dem Leben auf der Akademie, die enthusiastischen Erzählungen von seinem berühmten Lehrer, dessen Krankheit und Wiedergenesung ihr ebenso wenig wie Bernhard's freundschaftliches Verhältniß zu dem Professor unbekannt zu sein schien, wie sie hier und da absichtslos und wider Willen ahnen ließ. Nur über die reizende Anunziata beobachteten Beide ein befremdendes Schweigen

als scheuten sie sich in gleicher Weise diesen Namen auszusprechen.

Ihre ebenso interessante als wohlthuende Unterhaltung wurde leider nur zu bald durch den Beginn der verschiedenen Vorstellungen und künstlerischen Vorträge unterbrochen, womit die Geheimräthin ihre Soirée zu illustriren gedachte. Zunächst erschien der berühmte Klaviervirtuose Herr Paukhammer und spielte mit bewunderungswürdiger, halsbrechender, seiltänzerischer Fingerfertigkeit eine von ihm selbst componirte große Tondichtung nach Victor Hugo's „Die letzten Stunden eines Hingerichteten"; die Verzweiflung und das Entsetzen, das Zittern und Zagen des armen Sünders, durch eine Reihe der schreiendsten Disharmonien, der gewagtesten Accorde und verzweifeltsten Triller sehr geschickt ausgedrückt, theilte sich unwillkürlich dem Kreise der Zuhörer mit. Besondere Kunst hatte der Componist auf den effectvollen Schluß verwendet, wo ein mit beiden Händen fortissime geführter Schlag das Niederfallen des Henkerbeils so täuschend nachahmte, daß es alle Anwesende wie eine Gänsehaut überlief und einige nervöse Damen erschrocken von ihren Stühlen emporfuhren, unstreitig der schmeichelhafteste Beweis für die Genialität des gefeierten Zukunftsmusikers.

Nachdem dieser erschütternde Eindruck überwunden war und die Gemüther sich einigermaßen beruhigt hatten, erhob sich der nicht minder berühmte Rhetor Schnurrer, ein großer, breitschulteriger Herr mit langen wallenden Locken und gewaltigem Brustkasten, gleich dem starken Simson. Statt des Eselkinnbackens, womit der israelitische Held die Philister bedrohte, hielt der patriotische Declamator in seinen Händen ein dickes Buch in rothen Maroquin gebunden, aus dem er mit schmetternder Stimme zuerst ein süßes lyrisches Lied von dem Sänger der Immortellen, Doctor Tolle, gleichsam präludirte, worauf er mit wahrhaftem Donnerton eine Episode aus dem berühmten Epos „Die Schlacht bei Ikonium" von einer, wie er sich zart ausdrückte, nicht genannt sein wollenden, aber wohlbekannten Dichterin unter dem rauschenden Beifall der Gesellschaft vortrug.

Das Publikum befand sich in der eigenthümlichen Lage von Buridan's Esel und schwankte zwischen zwei Heubündeln, da es nicht wußte, ob es mehr das rollende Pathos, die krampfhaften Anstrengungen des Rhetors, der gleich einem Besessenen mit hervorquellenden Augen und schäumenden Munde wüthete, oder die herrlichen, gleich einem rauschenden Wasserfall plätschernden Verse der Geheimräthin bewundern

sollte, welche mit verschämten Mienen, halb abwehrend, halb sehnsuchtsvoll die ihr gespendeten Huldigungen entgegennahm.

Nach diesem erwärmenden Genuß wurde zur Abkühlung von den Lohnbedienten rothes Himbeerwasser und blasse Limonade herumgereicht, worauf Frau Fischer-Jammermann die große Scene aus der „Phädra“ und die Stribelli ihre Arie aus Verdi's „Travatore“ unter enthusiastischem Applaus zum Besten gaben.

Die nöthigen Vorbereitungen zu den lebenden Bildern verursachten eine längere Pause zum großen Misbehagen einiger ältern Herren, die sich mehr nach leiblichen als geistigen Genüssen sehnten und deren Magen bereits mit Ungeduld das Souper erwartete.

Endlich rauschte der aus den rothen Gardinen des Schlafzimmers zusammengenähte Vorhang in die Höhe und auf der improvisirten Bühne erschien Fräulein Bella nach einem bekannten Bilde eines Düsseldorfer Malers als fromme Kirchgängerin in altdeutschem Gewande. Das goldene Häubchen, das knappe blaue Mieder und die mit Schwan besetzte schwarze Sammtpelerine standen ihr zum Entzücken schön. Dabei wußt sie die Augen so züchtig niederzuschlagen, das reizende Köpfchen so kokett anmuthig zu senken, daß alle Welt die himmlische

Erscheinung mit einem schmeichelhaften Ach! begrüßte und Herrn Jacques nach dem etwas verwickelten Fallen des Vorhangs einen lauten Dacapo-Ruf erschallen ließ, in den die ganze Versammlung natürlich mit einstimmte.

Jedes folgende Bild war nur ein neuer Triumph für Bella, da dafür gesorgt war, daß sie stets die Hauptfigur darstellte und das zugleich gefälligste und reichste Costüm trug, während die übrigen Mitwirkenden mehr oder minder ihrer Schönheit nur zur Folie dienten; wozu die lebenskluge Geheimräthin schon durch die Auswahl der dazu geeigneten Damen beitrug.

Nach beendigter Vorstellung stürzte Jacques schnell entflammt auf die holde Tochter des Hauses zu, um ihr seine Huldigungen darzubringen und zugleich mit dem nicht minder begeisterten Lieutenant von Stangenberg um die Gunst zu bitten, Bella zu Tisch führen zu dürfen. Laut dem mütterlichen Programm, das durch die scharfen befehlenden Blicke der in der Nähe befindlichen Dame noch unterstützt und verstärkt wurde, reichte sie mit verbindlichem Lächeln dem glücklichen Bewerber ihre Hand, während der verschmähte Lieutenant einen Korb erhielt, der jedoch durch eine nur ihm allein verständliche Miene versüßt wurde, womit sie sich gleichsam

als ein unschuldiges Opferlamm der gebieterischen Nothwendigkeit bezeichnete und bei ihm entschuldigte.

Auch bei Tisch befolgte die gehorsame Tochter die weisen Rathschläge der Mutter, indem sie mit bewunderungswürdiger Kunst, die auf ebenso große natürliche Begabung als bedeutende Uebung schließen lassen konnte, ihre schwierige Doppelrolle fortsetzte, bald Jacques mit süßen Hoffnungen erfüllend, bald den ihr gegenübersitzenden Lieutenant aufmunternd, jetzt den dringenden Worten des einen beifällig lauschend, dann den Scherzen des andern freundlich zulächelnd.

Mit meisterhafter Geschicklichkeit verstand es Bella, beide Nebenbuhler gegen einander zu gebrauchen, abwechselnd den einen durch den andern zu reizen oder in Schach zu halten, mit geistvollen Neckereien, pikanten Wendungen in der Unterhaltung oder unerwarteter Sentimentalität und plötzlicher Gefühlsschwärmerei sie anzuziehen und abzustoßen, sodaß jeder sich von ihr bevorzugt halten durfte.

Die Ungewißheit steigerte die berechnete Wirkung, und als nach aufgehobener Tafel die junge Welt in den Salon zum Tanze eilte, die ältern Herren und Damen sich an dem Whisttisch niederließen, hatte Herr Jacques unter dem Einfluß einiger Gläser Champagner und Bella's verführerischer

Reize die schöne Melusine bereits vergessen und den Entschluß gefaßt, einen förmlichen Antrag zu stellen, wozu der folgende Ball ihm die beste Gelegenheit zu bieten schien.

Durch seine Eifersucht wurde die Entscheidung noch schneller herbeigeführt, als er selbst gedacht. Als er Bella an dem Arme des Lieutenants graziös dahinschweben sah, die üppige Gestalt an die uniformirte Brust des ihm mehr und mehr verhaßten Nebenbuhlers sanft angeschmiegt, mit aufgelöster Hingebung und schwelgerischem Vergnügen, so gab ihm dieser Anblick einen sonst nicht gekannten Stich durch die blasirte Brust.

Seine Eitelkeit duldete keinen längern Aufschub; er mußte um jeden Preis als Sieger aus diesem Kampfe noch am heutigen Abend hervorgehen. Ganz erfüllt von diesem Gedanken, näherte er sich Bella, um sie zu dem darauffolgenden Cotillon zu engagiren.

„Was fehlt Ihnen?" fragte sie mit scheinbarer Unbefangenheit nach der ersten Tour. „Ich finde Sie heute auffallend ernst und schweigsam."

„Ich wundere mich", versetzte Jacques im aufgeregten Ton, „daß Ihr Herz Sie nicht meine Antwort ahnen läßt."

„Mein Herz ist leider nicht allwissend", erwiderte sie lächelnd.

„So muß ich Ihnen sagen, was Sie längst errathen haben müssen, daß ich Sie liebe, glühend liebe, daß ich kein größeres Glück kenne, als Sie für immer mein nennen zu dürfen.“

„Sie überraschen mich, da ich keineswegs auf ein solches ernstes Gespräch gefaßt war“, entgegnete Bella, indem sie mit gemachter, aber natürlicher Verlegenheit mit dem Blumenbouquet spielte, das sie in ihren Händen hielt.

„Sagen Sie nur ein Wort, ein einziges Wort, ob ich hoffen darf.“

„Ich weiß .... in der That nicht ....“

„Wenn Sie nicht reden wollen, so lassen Sie diese Blumen für sich sprechen. Geben Sie mir die Rose, das Symbol der Liebe, und ich will nicht weiter in Sie dringen.“

„Fürchten Sie nicht den Dorn?“

„Der Dorn macht die Rose pikant; ich möchte ihn um keinen Preis missen.“

„Selbst auf die Gefahr, daß Sie sich daran verwunden.“

„Wer Rosen brechen will, darf auch die Dornen nicht scheuen.“

Langsam zog Bella die Rose aus dem Bouquet, indem sie dieselbe mit kokettem Lächeln ihm halb hinreichte, halb sich entreißen ließ, wobei der Stengel einknickte. Jacques

aber drückte die halb verwelkte, halb entblätterte Knospe an seine Lippen, und umschlang das reizende Mädchen mit beiden Armen, mit ihr durch die Reihen der Tänzer im wilden Galop dahinstürmend, sie fest und fester in sinnlicher Glut an seine Brust pressend, im rasenden Wirbel wie ein Berauschter dahintaumelnd, während sie gleich einer trunkenen Bacchantin durch die ausgelassenste Lust die letzten Mahnungen des Gewissens, die Stimme der verrathenen Liebe zu betäuben suchte.

Als sie endlich Beide erschöpft von dem wilden Tanze ausruhten, hatten sie sich in dieser Weise verlobt und zwischen den leichten Touren des Cotillons, bei den Klängen einer frivolen Polka den heiligen Bund der Herzen geschlossen.

3.

Wenige Tage nach dieser Soirée wurde die öffentliche Verlobung des Herrn Jacques Schröder jun. und des Fräuleins Bella von Witzenhausen im engsten Familienkreise gefeiert und die Anzeige davon in den Zeitungen veröffentlicht.

Das Ereigniß verfehlte nicht, in den betreffenden Kreisen die größte Sensation zu machen. Bekannte und Verwandte erschienen in Schaaren, um die üblichen Gratulationen und Glückwünsche abzustatten und bei dieser Gelegenheit natürlich im tiefsten Vertrauen über Braut und Bräutigam allerlei Bemerkungen sich ins Ohr zu flüstern. Dasselbe Gericht, welches die alten Aegypter über ihre Todten abzuhalten pflegten, wird in neuerer Zeit gewöhnlich über Lebende und vorzugsweise über Verlobte mit derselben Strenge geübt, indem sich die guten Freunde bemühen, die verborgensten Schwächen und verjährte Flecken des glücklichen Paares an das Licht zu ziehen, sodaß der Brautstand in den meisten Fällen eine Art

von Fegefeuer vorstellt, durch das man geläutert in das Paradies der Ehe tritt.

Auch Bella und Jacques wurden nicht verschont und gaben einen ebenso reichen als pikanten Stoff für die modernen Rhadamanten ab, da Beide in ihrer Vergangenheit mancherlei kleine Abenteuer erlebt hatten, die, bereits halb vergessen, wieder zum Nutzen und Frommen der Welt jetzt aufgefrischt wurden.

Alle Mütter mit unverheiratheten Töchtern, alle jungen Damen und besonders die gleichalterigen, noch nicht vermählten Freundinnen beneideten Bella im Stillen um das große Glück, während sie die Miene annahmen, sie zu bedauern, daß sie eine reine Convenienzpartie geschlossen und ihr Herz dem schnöden Mammon geopfert habe, obgleich die Mehrzahl der jungen Mädchen vielleicht sich nur zu gern ebenfalls geopfert hätten.

Dagegen verdachte man es Jacques, daß er das Herz der schönen Tänzerin gebrochen und eine Liaison aufgelöst, die so lange schon bestanden hatte. Man erzählte sich wahrhaft rührende Geschichten von dem Schmerz der verlassenen Melusine, von ihrer tiefen Melancholie, als deren Ursache natürlich die Verlobung des Ungetreuen angenommen wurde. Diese Gerüchte wurden mit anerkennungswerther Beharrlichkeit zuerst von

Herrn Fleckel in Umlauf gesetzt, von dem Lieutenant Stangenberg weiter verbreitet und von Mund zu Mund fortgepflanzt.

Unbekümmert jedoch um die drohenden Wolken an ihrem Liebeshimmel genossen die Verlobten das Glück des Augenblicks. Jacques' Eitelkeit war vollkommen befriedigt, und er schwelgte in dem Gedanken, der Gatte einer so schönen und angebeteten Frau zu werden, die, wie er glauben durfte, ihn wirklich liebte, da sie ihm den Vorzug vor einem so gefährlichen Nebenbuhler gegeben hatte.

In seinem rauschähnlichen Entzücken überhäufte er seine Braut mit den zartesten Aufmerksamkeiten und den reichsten Geschenken. Heute brachte er ihr einen kostbaren Blumenstrauß, morgen einen echt indischen Shawl oder einen kostbaren Schmuck. Der Commerzienrath selbst überreichte ihr in der Freude seines Herzens ein Halsband von Brillanten, das mehrere tausend Thaler kostete. Jeder Wunsch wurde ihr erfüllt, bevor er noch ausgesprochen, und ein Wort genügte, um ihre ausschweifendsten Launen zu befriedigen.

Die liebenswürdige Galanterie ihres Bräutigams, der Glanz des sie umgebenden Reichthums, die verführerische Macht des Geldes übte auf Bella's nur zu empfänglichen Geist jenen berauschenden Zauber aus, dem nur wenig bevorzugte Frauen

in unserer Zeit zu widerstehen die Kraft besitzen, wo selbst der ideale Sinn der Jugend durch den Hauch und die Berührung des vorherrschenden Materialismus getrübt und befleckt wird. Die Göttin der Liebe hat sich längst mit dem Götzen „Eigennutz“ vermählt und treibt einen schmachvollen Handel mit verkauften, feilen Herzen. Selbst wenn in Bella's Seele sich ein edlerer Gedanke, ein Gefühl von Scham und Reue noch zuweilen regte, so wurde diese vorübergehende Aufwallung von dem Geräusch der Feste, von dem Wirbel der ihr von allen Seiten gebotenen Zerstreuungen bald wieder verschlungen und unterdrückt.

Eine Einladung folgte der andern, Bälle und Feste, die den Verlobten zu Ehren gegeben wurden, Diners und Soupers, deren Mittelpunkt die schöne Bella war, angesungen und betoastet in Versen und Prosa, gefeiert und geehrt wie eine Königin, wie eine angebetete Fürstin.

Die wenigen freien Abende wurden im Theater zugebracht, wo sie in einer besondern Loge des ersten Ranges ein ihr sonst nur selten gebotenes Vergnügen genoß, die ausgezeichnetsten Künstler und Künstlerinnen zu sehen und zu hören, zugleich aber selbst in der elegantesten Toilette sich zu zeigen und die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen, wodurch sie sich ebenso sehr wie Jacques geschmeichelt fühlte.

Dies war ganz besonders bei der Aufführung des neuen Ballets „Astralia" der Fall, das sie zu sehen wünschte, obgleich Jacques es vorgezogen hätte, diesmal nicht zu erscheinen, da Melusine darin die Hauptrolle gab und er sein Gewissen in Bezug auf die schöne Tänzerin nicht ganz rein fühlte. Indeß war er im Bewußtsein seiner Schuld nur um so mehr genöthigt, Bella's Wunsch zu erfüllen, da er durch eine Weigerung ihren Verdacht zu erregen fürchtete.

Das Theater war, wie dies immer bei einer ersten Aufführung zu geschehen pflegt, bis auf den letzten Platz gefüllt. In der königlichen Loge erschien der Hof, umgeben von einer glänzenden Suite, Adjutanten in großer Uniform, Kammerherren mit goldenem Schlüssel und Hofdamen in ausgesuchter Toilette.

In den übrigen Logen saß und stand die Elite des Publikums, die hohe und höchste Aristokratie, die Mitglieder des Jockeyclubs, die jeunesse dorée der Residenz, darunter Graf Stutterbach und der Lieutenant von Stangenberg mit seinem würdigen Onkel, während im Parket die Freunde des Ballets, die alte treue Garde der Tänzerinnen sich versammelte.

Rings um den Balkon schlang sich ein Kranz holder Frauen, die sich gegenseitig an Eleganz und Luxus zu über-

bieten und die neuesten Modebilder so getreu als möglich zu copiren suchten, worin sie mit den ebenfalls vertretenen Damen der Demi-Monde wetteiferten.

Das zahlreiche Publikum unterhielt sich vor dem Beginn der Vorstellung in gewohnter Weise, indem man sich gegenseitig mit Lorgnetten und Operngudern musterte, die hervorragendsten Erscheinungen einander zeigte und mit dem Nachbar einige Bemerkungen über diese oder jene auffallende Persönlichkeit wechselte.

„Sitzt dort nicht Freund Jacques mit seiner Braut und der verehrten Schwiegermutter in der Prosceniumsloge?“ fragte Graf Stutterbach den an seiner Seite sitzenden Lieutenant.

„So ist es“, versetzte dieser mit malitiösem Lächeln. „Ich hätte ihm nicht eine solche Keckheit zugetraut!“

„Sie meinen, daß er Grund hat, die schöne Melusine zu vermeiden.“

„Ich an seiner Stelle würde lieber zu Hause geblieben sein. Wie ich höre, soll die Ballerina wegen der Verlobung rasen.“

„Bah, Sie werden doch nicht glauben, daß sie sich im Ernst in das Milchgesicht verliebt hat. Da kenne ich sie doch besser; sie wird sich bald wieder zu trösten wissen.“

„Solche Goldvögel wie Jacques sind selten und laufen ihr nicht alle Tage ins Garn.“

„Da mögen Sie recht haben, Stangenberg! Melusine wüthet nur, daß sie ihn nicht genügend gerupft hat, aber sie ist zu klug, um sich dem Skandal auszusetzen. Die Rolle der Dido abandonata ist nicht nach ihrem Geschmacke, wenn sie ihr nichts einträgt.“

„Es bleibt aber doch immer ein Wagstück von Jacques, sie durch sein Erscheinen im Theater gewissermaßen herauszufordern“, bemerkte der Oberst dazwischen. „Wenigstens hätte er nach meiner Ansicht gut gethan, sich zuvor mit ihr zu arrangiren.“

„Er pocht auf sein fabelhaftes Glück“, entgegnete Graf Stutterbach. „Ihr neuer Vetter ist in der That ein beneidenswerther Bursche.“

„Ich bin gerade nicht stolz auf diese Vetterschaft“, erwiderte der Lieutenant verstimmt. „Der Mensch war mir von jeher zuwider und jetzt mehr als früher, seitdem ich die zweifelhafte Ehre habe, den Parvenü zu meiner Verwandtschaft zu zählen.“

„Gestehen Sie es ein, daß sie eifersüchtig auf ihn sind, weil er Ihnen die verteufelt hübsche Cousine vor der Nase

weggefischt hat. Ich kann es Ihnen nicht verdenken; das Mädchen ist superbe, Augen wie zwei Feuerräder und ein Mündchen zum Küssen. Aber ein Mann wie Sie darf darum nicht verzweifeln. Ich weiß nicht, ob ich es nicht vorziehe, der Cicisbeo als der Gatte der kleinen Kokette zu sein, die nach ihren Blicken zu urtheilen, Sie noch nicht vergessen zu haben scheint."

In der That richtete Bella in diesem Augenblick ihren Operngucker auf die Gruppe der Herren und erwiderte den etwas gemessenen Gruß des Lieutenants mit der unbefangensten Freundlichkeit, worüber Jacques eine unangenehme Unruhe verspürte.

Unterdeß wartete der würdige Vater Melusinens mit seinem Freunde Fleckel voll Spannung auf die Wirkung des beabsichtigten Theatercoups, der so auffallend als möglich in Scene gesetzt werden sollte.

„Ich habe Alles arrangirt", flüsterte der schlaue Director des internationalen Pantheons. „Die Claque ist von mir im ganzen Hause vertheilt und wird Melusine zuerst einen glänzenden Empfang bereiten."

„Ich bin mit Ihren Arrangements sehr zufrieden", antwortete Herr Petermann leise. „Die Ueberraschung

wird dann um so größer sein, wenn Melusinchen in Ohnmacht fällt."

„Sie hat doch ihre Rolle vor dem Spiegel gehörig einstudirt."

„Das will ich meinen. Ich habe sie selbst gehörig obstruirt und die ganze Geschichte mir von ihr vormachen lassen. Ich sage Ihnen, das Kind hat ein großartiges Schauspieler-Talent. Die Fischer-Jammermann hätte es nicht besser prästiren können. Zuerst thut sie, als ob ihr nichts passirt wäre, nur daß sie eine gewisse Melankolik heuchelt; dann tanzt sie ihr großes Pas de Seul zum Entzücken, mitten in der Geschichte, wo sie auf einem Beine balanzirt und mit dem andern herumfuchtelt, wirft sie einen schmachtenden Blick auf die Prosceniums-Loge, wo der junge Schröder mit seiner Braut sitzt, bums sinkt sie nieder mit verdrehten Augen, als ob sie eine Apoplexie gerührt hätte."

„Und wenn der Skandal am tollsten ist, rücken wir dem Alten mit dem Eheversprechen auf den Leib und lassen nicht locker, bis er die dreißig tausend Thaler gezahlt hat."

Die interessante Unterhaltung der beiden ehrenwerthen Freunde wurde jetzt durch die musikalische Einleitung des Ballets unterbrochen, nach deren Beendigung der Kapellmeister

das gewöhnliche Zeichen zum Aufziehen des Vorhanges gab. Die Bühne stellte die Zaubergärten der gütigen Fee vor, von einer genügenden Anzahl von Geistern, Genien und Nymphen in äußerst kurzen, weißen Kleidern und fleischfarbenen Tricots belebt.

Nachdem dieselben, vor allen Fräulein Pompowski und ihre gleichalterige Freundin, durch verschiedene Hebungen und Senkungen ihrer vorgestreckten Beine ihre Verehrung und ihren Respect der huldreichen Feenkönigin ausgedrückt hatten, schwebte die von dem bösen Dämon „Kakosmos" verfolgte Königstochter „Astralia" oder vielmehr die berühmte erste Tänzerin Fräulein Melusine de Saint-Pierre, in eine Wolke von Rosaflor gehüllt, mit den Zeichen der höchsten Angst und des Entsetzens in dem schönen Gesichte, die Hände flehend zu ihrer gütigen Beschützerin erhoben, über das Podium.

Ihre in der That bezaubernde Erscheinung gab der Claque und dem von derselben fortgerissenen Publikum das Signal zu einem stürmischen Applaus, mit obligater Begleitung zahlreicher Blumenspenden, Kränze und Bouquets, welche der zärtliche Vater im voraus besorgt hatte.

Mit einer tiefen Verneigung vor den Zuschauern und einer noch tiefern vor der königlichen Loge dankte die schein-

bar überraschte Tänzerin für den glänzenden Empfang, indem sie ein ihr zugeworfenes Bouquet aufhob und an ihre Lippen drückte; was man allgemein entzückend fand.

Hierauf näherte sie sich der Feenkönigin, die ihr mit einer nicht miszuverstehenden Geberde Schutz und Hülfe gegen den bösen Geist Kakosmos zusicherte und ihr zu diesem Behufe einen Talisman mit obligatem Lächeln einhändigte. Darüber schien die verfolgte Prinzessin so erfreut, daß sie sich wie ein losgelassener Kreisel zu den Klängen der Musik mit großer Behendigkeit einige mal um ihre eigene Axe drehte und mit ihren Füßen einen entzückenden Wirbel schlug.

In dem Augenblick aber, wo alle Balletfreunde, ihre Operngläser auf die Füße Melusinens gerichtet, in der höchsten Wonne schwelgten, bemerkte man, wie sie einen höchst ausdrucksvollen Blick nach der Prosceniumsloge warf, wo Jacques mit Bella, nichtsahnend, saßen. Man sah nur noch, wie Melusine zusammenzuckte, einen leisen Schrei ausstieß, schwankte und plötzlich zu Boden sank.

Zugleich entstand auf der Bühne selbst und im Zuschauerraume eine ungemeine Verwirrung. Nymphen und Genien stürzten auf die leblose Astralia, um sie zu unterstützen; man sah sich genöthigt, den Vorhang fallen zu lassen, und der

unglückliche Balletmeister erschien mit der Miene eines Leichen-bitters, um mit hohler Stimme anzukündigen, daß die Vorstellung wegen plötzlichen ernsten Unwohlseins des Fräulein Saint-Pierre nicht stattfinden könne.

. Der Erfolg der geschickt ersonnenen und ebenso geschickt ausgeführten Scene war kolossal und übertraf alle Erwartungen und Hoffnungen der Betheiligten. Hinter den Coulissen lag die Unglückliche, umringt von allen guten und bösen Geistern, welche ihr verschiedene Riechfläschchen mit Salmiakgeist und ähnlichen reizenden Mitteln unter die Nase hielten, ihre Stirn und Schläfen mit Eau-de-Cologne rieben, bis endlich der schnell herbeigerufene Theaterarzt erschien, dessen außerordentlichen Bemühungen es glücklicherweise gelang, die Ohnmächtige aus ihrer Starrsucht zu erwecken, obgleich er mit dem ihm eigenen Scharfblick den Zustand für äußerst bedenklich hielt.

Diese Nachricht verbreitete sich mit Blitzesschnelligkeit durch das ganze Theater; selbst der Hof nahm Notiz davon und schickte einen Adjutanten auf die Bühne, um sich nach dem Befinden der beliebten Tänzerin zu erkundigen und ihr oder den Angehörigen sein tiefes Beileid auszudrücken.

Zu den Füßen Melusinens kniete der zärtliche Vater und rang jammernd die Hände über das Unglück seiner Tochter,

sodaß sein tiefer Schmerz das allgemeinste Mitleid erregte und die Anwesenden ihn aufrichtig bedauerten.

Seine abgebrochenen Worte, die ihm unwillkürlich entschlüpften, und die mühsam von dem Arzte, der nach dem Grunde dieses plötzlichen Anfalles forschte, der Tänzerin entrissenen Geständnisse beschuldigten nur zu laut den treulosen Jacques als die einzige und alleinige Ursache dieses beklagenswerthen Ereignisses. Wenn auch sein Name nicht direct und ausdrücklich genannt wurde, so wußte man doch, woran man sich zu halten hatte. War er nicht der langjährige Verehrer und Anbeter der schönen Tänzerin gewesen, hatte er sich nicht öffentlich stets an ihrer Seite blicken lassen und ihr in der auffallendsten Weise den Hof gemacht? Und nun hatte er das unschuldige Kind schändlich getäuscht, niederträchtig hintergangen und sich mit einer Andern verlobt.

Solche Gerüchte flüsterten sich zuerst die Eingeweihten des Theaters leise ins Ohr, worauf sie in den nächsten Kreisen sich verbreiteten, bis sie immer lauter und lauter von Mund zu Mund sich fortpflanzten, gleich einem in das Wasser geworfenen Steine weitere und weitere Ringe schlagend, bis die ganze Oberfläche in eine zitternde Bewegung geräth.

Am nächsten Morgen bemächtigten sich die Theaterblätter

und das Feuilleton selbst der größern politischen Zeitungen des willkommenen Stoffes, der natürlich in der mannichfachsten Weise ausgeschmückt und vergrößert, durch pikante Bemerkungen und scheinbare Discretion nur noch interessanter, das heißt skandalöser gemacht wurde. Als der Skandal allgemein ruchbar geworden und zu den Ohren der Betheiligten selbst gedrungen war, die öffentliche Meinung hinlänglich zu Gunsten der schwer erkrankten Tänzerin bearbeitet und vorbereitet schien, hielt der umsichtige Fleckel es für gerathen, sich direct an den Commerzienrath Schröder zu wenden.

Zu diesem Behufe schrieb er einen wohl stilisirten, sehr höflichen, aber auch sehr determinirten Brief im Namen des tief gekränkten Petermann, worin der zärtliche Vater unter Beilegung des copirten Eheversprechens die Rechte seiner verlassenen Tochter geltend machte und eine entsprechende Satisfaction für dieselbe forderte.

Nach einer sehr unangenehmen Scene mit Herrn Jacques, wobei dieser eine sehr traurige Rolle spielte und seine Thorheit durch Anerkennung des besagten Eheversprechens eingestand, eilte der Bankier zunächst zu seinem Rechtsfreund, einem bewährten Advocaten, um dessen Rath in dieser höchst mislichen und delicaten Angelegenheit einzuholen.

Der berühmte Jurist las sehr aufmerksam das betreffende Schriftstück, als wollte er jeden einzelnen Buchstaben einer genauen Prüfung unterwerfen, worauf er eine Prise aus seiner goldenen Dose nahm, bedenklich mit dem Kopfe schüttelte und noch bedenklicher mit den Achseln zuckte.

„Die Sache ist in Richtigkeit", sagte endlich das Orakel. „Das Versprechen bindet Ihren Sohn, der leider sehr unüberlegt gehandelt hat; was aber vor Gericht keineswegs ihm nützen kann."

„Aber ich werde nie zugeben, daß Jacques eine verrufene Tänzerin heirathet; außerdem ist er, wie Sie wissen, mit dem Fräulein von Witzenhausen verlobt."

„Ihr Herr Sohn ist majorenn und braucht Ihre Einwilligung nicht. Seine Verlobung hebt auch nicht das frühere Eheversprechen auf, zu dessen Erfüllung er allerdings gezwungen werden kann."

„Aber mein Gott, was sollen wir anfangen? Ich überlebe den Skandal nicht."

„Beruhigen Sie sich, verehrter Herr Commerzienrath!" versetzte der Mann des Rechts gelassen. „Nachdem ich den Brief aufmerksam gelesen habe, bin ich überzeugt, daß es der Gegenpartei weit weniger auf Erfüllung des gegebenen Ver-

sprechens als auf eine angemessene Entschädigung ankommt. Machen Sie sich aber auf eine anständige Summe gefaßt, denn nach dem Schreiben zu urtheilen, haben Sie es mit einem bewunderungswürdigen Rabulisten zu thun, der mit allen Hunden gehetzt ist."

„Sollten Sie zufällig diesen Petermann kennen?"

„Nur zu gut, da fast keine Woche vergeht, wo ich nicht gegen ihn plaidiren muß. Er selbst ist ein roher, ungebildeter Patron, weshalb ich mit Bestimmtheit annehmen darf, daß er diesen musterhaft klaren Brief nicht geschrieben hat. Jedenfalls ist der Verfasser ein höchst feiner Kopf und deshalb nur um so gefährlicher."

„Und was rathen Sie mir in dieser fatalen Angelegenheit?"

„Die Sache so schnell als möglich todt zu machen und dabei einige tausend Thaler nicht anzusehen. Wenn Sie es wünschen, so will ich mich mit ihren Gegnern in Verbindung setzen, um von Ihnen so billige Bedingungen als möglich zu erlangen."

Da der Bankier keinen andern Ausweg sah, um die Ehre seiner Familie, den Ruf und das Glück seines Sohnes zu retten, so stellte er dem Advocaten seufzend die verlangte

Vollmacht aus, wodurch er diesen ermächtigte, mit Vater Petermann die fatale Angelegenheit zu ordnen.

Auf ein höfliches Einladungsschreiben des Rechtsanwaltes erschien der würdige Erzeuger Melusinens in Begleitung seines treuen Freundes Fleckel zur bestimmten Stunde in dem Sprechzimmer des Advocaten. Zuvor hatten jedoch beide Biedermänner noch eine längere Consultation mit dem bekannten menschenfreundlichen Justizrath Vogelsang, der sich für die schöne Tänzerin lebhaft interessirte, sodaß er, im Falle es zu einem Processe kommen sollte, ihre Rechte mit allen ihm zu Gebote stehenden Ränken und Kniffen zu vertheidigen versprach.

Durch den Justizrath genügend instruirt, erwarteten die ehrenwerthen Herren die Eröffnungen und Vorschläge des gegnerischen Anwaltes, wobei Fleckel für seinen Freund Petermann nach getroffener Verabredung das Wort führen, wogegen dieser nur durch die Würde und den Schmerz des tiefgekränkten Vaters den Eindruck der Reden verstärken und das Pathos der schmerzlichen Situation heben sollte.

Ohne Umschweife ging der Advocat, welcher seine Gegner kannte, auf sein Ziel los, indem er im Namen seines Auftraggebers mit Bestimmtheit erklärte, daß von einer wirklichen Erfüllung des gegebenen Eheversprechens nicht die Rede sein

könne, während er zugleich eine billige Entschädigung von fünftausend Thaler in Aussicht stellte.

„Das wagen Sie uns zu bieten!“ rief jetzt Fleckel mit sittlicher Entrüstung. „Glauben Sie, mein Herr, daß der Ruf eines unschuldigen Mädchens, der Schmerz einer hochberühmten Künstlerin sich mit lumpigen fünftausend Thalern abkaufen läßt. Eine geknickte Lilie, eine gebrochene Existenz für fünftausend Thaler; ein unglücklicher Vater, eine gramzerrissene Mutter, eine zerrüttete Familie, das Alles für fünftausend Thaler. Nimmermehr!“

„Nimmermehr!“ rief das dumpfe Echo, Petermann, indem er mit seinem seidenen Schnupftuche die nicht vorhandenen Thränen zu trocknen suchte.

„Gut!“ versetzte der Rechtsanwalt, ohne sich rühren zu lassen. „So sagen wir zehntausend Thaler, womit Sie wol zufrieden sein können.“

„Wollen Sie uns beleidigen?“ entgegnete Fleckel pathetisch. „Das Glück, die Zukunft einer geliebten Tochter ist uns nicht feil für schnödes Geld. Wenn Sie uns auch alle Schätze Indiens, alle Goldgruben Californiens anbieten, so können Sie nicht das begangene Unrecht wieder gut machen. Können Sie damit dem armen Mädchen den zerstörten Frieden ihrer Seele,

den Glauben an die Menschheit wiedergeben? Wenn einmal die Liebe in der Brust getödtet, so vermag kein Gott sie wieder zu erwecken. Sie ist dahin, auf immer, ewig."

„Ewig", seufzte Petermann schauerlich.

„Darum handelt es sich nicht", versetzte der Advocat trocken. „Ich sehe, daß wir in dieser Weise nicht zum Ziele kommen. Ich kenne beide Herren hinlänglich und weiß, daß sie praktische Geschäftsleute sind. Lassen Sie also die Phrasen beiseite und reden wir, wie sie es gewohnt sind, praktisch!"

„Ich bin vollkommen damit einverstanden", erwiderte Fleckel, plötzlich einen andern Ton anschlagend. „Sie werden aber einsehen, daß wir mit einer so geringen Entschädigung uns unmöglich begnügen lassen können. Bedenken Sie zunächst, daß wenn wir auf Erfüllung der Ehe dringen, ihr Auftraggeber in die größte Verlegenheit kommt."

„Dagegen dürfen Sie nicht vergessen, daß wir die Mittel in der Hand haben, den Proceß so lang als möglich hinzuschleppen, wobei vielleicht Dinge zur Sprache kommen werden, die dem Rufe des Fräulein Saint-Pierre mehr oder minder schaden dürften. Ich mache Sie darauf im voraus aufmerksam, daß wir in diesem Falle keine Schonung kennen

werden. Deshalb rathe ich Ihnen im Guten, uns nicht zum Aeußersten zu treiben."

„Der Ruf des Fräuleins ist über allen Verdacht erhaben, die öffentliche Meinung steht ihr zur Seite, während Herr Schröder jun. mehr zu fürchten hat. Jedenfalls sind wir im Vortheil gegen ihn."

„Wir wollen darüber nicht streiten, nur das werden Sie aus eigener Erfahrung wissen, daß auf die öffentliche Meinung nicht sicher zu bauen ist; sie wechselt wie der Wind. Im Laufe eines Processes kommen oft die wunderlichsten Dinge zum Vorschein, und der Richter urtheilt meist anders als das Publikum. Deshalb rathe ich Ihnen, sich mit der gebotenen Summe begnügen zu lassen."

„Unmöglich! Bedenken Sie, daß die Dame infolge der vorangegangenen Gemüthsbewegung ernstlich erkrankt ist, daß vielleicht ihr Leben in Gefahr schwebt, daß sie möglicherweise für lange Zeit nicht die Bühne betreten kann. Sie ist eine musterhafte Tochter, die einzige Stütze ihrer armen Aeltern, die Ernährerin ihrer ganzen Familie. Blicken Sie auf den unglücklichen Vater, auf diesen würdigen Greis, welcher dem Schmerz und der Sorge zu erliegen droht, auf seine brave Gattin, die an dem Krankenlager der geliebten Tochter ver-

zweifelt die Hände ringt, auf das traurige Opfer des Treulosen, das mit gebrochenem Herzen dem Grabe entgegenwankt, gleich einer blühenden Rose vom eisigen Frosthauch getroffen, und zahlen Sie die dreißigtausend Thaler voll."

„Dreißigtausend Thaler", stöhnte der unglückliche Petermann schmerzlich. „Drunter können wir es wirklich nicht thun."

„Auf diese Weise kommen wir zu keinem Ende", entgegnete der Rechtsanwalt. „Wie Sie wissen, gibt es keine gerichtliche Taxe für Seelenleiden und keine Abschätzungscommission für Gemüthsbewegungen. Aber wir wollen billig sein, da wir ein Interesse haben, die Sache so schnell als möglich beizulegen. Rechnen wir fünftausend Thaler für das leichtsinnige Eheversprechen, dieselbe Summe für die Krankheit des Fräulein Saint-Pierre und eine gleiche Entschädigung für ihre getäuschten Erwartungen, so glaube ich, daß Sie ein gutes Geschäft machen. Das ist mein letztes Wort in dieser Angelegenheit. Ich erwarte Ihre Antwort."

„Legen Sie wenigstens noch fünftausend Thaler für die verwaisten Aeltern zu", bat Fleckel, da er wohl einsehen mochte, daß mehr von dem Advocaten unter keiner Bedingung abzupressen sei.

„Fünftausend Thaler für die verwaisten Aeltern“, wiederholte Petermann mit zitternder Stimme.

„Auch nicht einen Pfennig mehr“, versetzte der Rechtsanwalt energisch. „Wenn Sie nicht zufrieden sind, so wollen wir es auf einen Proceß ankommen lassen. Der daraus entstehende Skandal wird Ihnen gewiß ebenso unangenehm und vielleicht noch unangenehmer sein wie meinem Auftraggeber.“

„Machen Sie die Summe voll, und wir liefern Ihnen das Eheversprechen aus.“

„Das ist selbstverständlich, aber mehr wie funfzehntausend Thaler bekommen Sie nicht, darauf können Sie sich verlassen.“

Nach einem heimlichen Zwiegespräche der beiden Ehrenmänner, wobei der klügere Fleckel den widerstrebenden Petermann von der Nothwendigkeit überzeugte, den allerdings nicht ganz unantastbaren Ruf der schönen Tänzerin zu schonen und den unvermeidlichen Enthüllungen infolge eines derartigen Processes zu entgehen, erklärte sich der würdige Vater mit einem schweren Seufzer bereit, das Geld gegen Auslieferung des Eheversprechens und Entsagung aller fernern Ansprüche in Empfang zu nehmen.

Einige Wochen später war Fräulein Saint-Pierre zur

Freude ihrer zahlreichen Freunde und Verehrer von ihrer lebensgefährlichen Krankheit vollkommen genesen.

An demselben Tage, wo sie, mit Applaus und Blumen von dem Publikum überschüttet und glänzend empfangen, zum ersten mal wieder in dem neuen Ballet auftrat, wurde Jacques mit der reizenden Bella getraut.

Das glückliche Paar trat nach beendetem glänzenden Souper seine Hochzeitsreise an, um die Flitterwochen in der Schweiz und Italien zu verleben.

4.

Wider Erwarten verzögerte sich die Wiederherstellung des kranken Professors von Tag zu Tag, von Woche zu Woche trotz der angewendeten Mittel und der sorgfältigen Behandlung von seiten des geschickten Armendoctors.

Anunziata wich nicht von dem Lager des geliebten Vaters, und Bernhard theilte sich mit ihr in die Pflege und Sorge um den Leidenden, wodurch sich Beide immer näher rückten und vertrauter miteinander wurden.

Die wunderbare Anmuth des holden Kindes, der poetische Zauber, der sie umgab, die ideale Richtung ihres Geistes, die ganze fremdartige Erscheinung erfüllte das Herz des jungen Malers mit einem nie zuvor gekannten Gefühle, mit der zärtlichsten Leidenschaft, mit der innigsten Liebe, von der er sich selbst keine Rechenschaft zu geben wußte.

Ihre rührende Hülflosigkeit, ihre gänzliche Unkenntniß der Welt verlieh ihr in seinen Augen nur noch einen neuen

Reiz, während ihre Unbefangenheit, die schwesterliche Hingebung, die unschuldige Naivetät die Gefahr für ihn vermehren mußte.

Anunziata theilte seine Empfindungen, obgleich sie noch weniger als er eine Ahnung von ihrer Liebe zu Bernhard hatte. Sie wußte nicht, warum ihr Herz pochte, wenn sie ihn erwartete, warum sie erröthete, wenn zufällig ihre Hand die seinige berührte, warum sie nur an ihn dachte, wenn er nicht zugegen war.

Gleich Kindern, die an einem Abgrunde mit Blumen spielen, gleich zwei Nachtwandlern, die im Traume auf schwindelnder Höhe stehen, gingen sie unbewußt dem drohenden Geschick entgegen. Sie sahen nicht die finstern Wolken, die sich bereits über ihrem Haupte zusammenzogen, nicht die ausgestreckte Hand, welche den Bund der Herzen gewaltsam trennen und zerreißen sollte.

In demselben Maße aber, wie die Genesung des Kranken fortschritt, wie das verlorene Bewußtsein dem Professor wiederkehrte, zeigte derselbe eine gesteigerte Reizbarkeit, ein fast verletzendes Mistrauen gegen seinen sonst von ihm bevorzugten Schüler.

Mit unheimlichen Blicken stierte der Meister den jungen

Maler an, als Blechheim zum ersten mal wieder seine Augen aufschlug und Bernhard an der Seite seiner Tochter sah.

„Wie kommst du hierher?“ fragte er in schneidendem Tone. „Was hast du hier in meinem Hause zu suchen?“

Das waren die ersten Worte, womit er den treuen Pfleger begrüßte, der nicht wußte, was er auf diese harte Anrede antworten sollte.

„O mio padre!“ flüsterte Anunziata beschwichtigend. „Du bist krank, sehr krank gewesen, und unser Freund hat dich mit mir gepflegt. Wir sind ihm großen Dank schuldig.“

„Ich habe keinen Freund — und auch du darfst keine Freunde haben außer mir. Er soll uns allein lassen.“

„Du thust ihm weh“, versetzte Anunziata, mühsam ihre Thränen unterdrückend. „Ohne seine Hülfe wäre ich dem Schmerz über deinen Unfall erlegen.“

„Wovon redest du?“ fragte der Professor, sich langsam mit der abgezehrten Hand über die Stirn fahrend, als wollte er die verlorenen Gedanken sammeln.

„Von dem plötzlichen Schwindel, der dich ergriffen und dir das Bewußtsein geraubt hat. Erinnerst du dich gar nicht mehr?“

„Ja, ich besinne mich, war es nicht an einem Freitag,

wo mich von jeher alles Unglück trifft. Ich war allein und arbeitete an meinem großen Altarbilde, an der Auferstehung und dem Jüngsten Gericht, gleich Michel Angelo. Als ich eben die Qualen der Verdammten malen wollte, da — da tauchte eine Gestalt auf, die Gestalt eines Weibes, jener Frau — entsetzlich!"

Wie überwältigt von seinem zerreißenden Schmerz hielt der Kranke plötzlich inne, indem er einen leisen Schrei ausstieß und das Gesicht mit beiden Händen bedeckte, als fürchtete er sich vor den Gespenstern seiner eigenen Einbildung. Erst nach längerer Zeit wagte er wieder, mit wilden Blicken um sich zu sehen, wobei ihn von neuem Bernhard's Gegenwart aufzubringen schien.

„Du bist noch immer hier", sagte er mistrauisch. „Willst du mich belauschen, meine geheimsten Gedanken auskundschaften, um mich zu verrathen? Nein, nein! Ich bin nicht wahnsinnig, ich weiß nur zu gut, daß die Welt falsch und niederträchtig ist, daß ich keinem Menschen vertrauen darf. Bist du nicht ein Mensch, so gut wie all die Andern, die mich betrogen haben."

„Ich verbürge mich für Bernhard's Treue", erwiderte Anunziata mit flammenden Wangen. „Er ist so gut, so auf-

opfernd, daß du ebenso wenig an ihm wie an meiner Liebe zweifeln darfst."

„Armes Kind!" entgegnete der Kranke mit bitterm Lächeln. „Du kennst nicht die Welt, nicht das Unheil, das sie in ihrem verpesteten Schoße birgt. Was ist die Liebe? Eine glänzende Schlange, welche ihr Opfer nur umschlingt, um es desto sicherer zu tödten; ein Giftbecher mit Rosen bekränzt, das Flammengewand der Deianira, dessen glühende Lohe uns unter Folterqualen verbrennt. Sie trägt das Gewand der Freundschaft, der Selbstlosigkeit. um uns einzuschläfern. Wenn sie ein Opfer bringt, so will sie uns damit nur täuschen, wie die Priester des Baal schleudert sie unschuldige Kinder in die glühenden Arme des schrecklichen Götzen? Unglückliche! flieh vor dem Ungeheuer, das dich verführerisch anlächelt."

Die räthselhaften Worte des Kranken, die Anunziata um so mehr erschreckten, je weniger sie dieselben deuten konnte, wurden durch den Eintritt des Armendoctors unterbrochen. Dieser schien keineswegs erstaunt über die Aufregung des Professors, da er mit seinem gewohnten Scharfblick in der Seele seines Patienten nur zu gut zu lesen verstand und längst die drohende Krisis ahnen mochte. Mit einer Ruhe, die selbst dem reizbaren Sonderling imponirte und die von neuem be-

sorgte Tochter tröstete, ordnete er einige besänftigende Mittel an, worauf er sich bald wieder entfernte, indem er Bernhard mit sich fortführte. Schweigend gingen die Freunde einige Zeit nebeneinander her, mit ihren eigenen Gedanken vollauf beschäftigt. Erst nach einiger Zeit erzählte der junge Maler dem Arzt den soeben erlebten Auftritt mit sichtlicher Befangenheit.

„Derartige Ausbrüche", versetzte der Armendoctor nachdenklich, „nehmen mich nicht Wunder und werden sich wahrscheinlich noch öfter wiederholen."

„Ich begreife nur nicht", erwiderte Bernhard unschuldig, „daß den Professor gerade meine Gegenwart so aufgeregt hat, da er doch sonst in seinen gesunden Tagen mir mit der größten Liebe entgegen gekommen ist. Ich war am wenigsten auf eine solche Behandlung gefaßt."

„Kranke haben ihre eigenen Launen", entgegnete der Freund ausweichend, „und dürfen nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe gemessen werden. Indessen würde ich dir rathen, dich einige Zeit von deinem Lehrer fern zu halten, um nicht seiner schon ohnehin bedenklichen Reizbarkeit neue Nahrung zu geben."

„Das wird mir wirklich schwer fallen, da ich ihm von

Herzen zugethan bin und an seinem Schicksal den innigsten Antheil nehme. Besonders glaube ich, daß Anunziata mich vermissen wird; sie steht so allein und verlassen, weiß sich so wenig selbst zu rathen und zu helfen, daß ich im Ernste um sie besorgt bin."

„Deswegen kannst du ganz ruhig sein", erwiderte der Armendoctor, „ich werde meinen Eifer verdoppeln und dich, soweit dies möglich ist, zu ersetzen suchen."

„Sage mir nur aufrichtig, was du von dem Zustande des Professors hältst? Ich muß dir offen gestehen, daß mich sein heutiger Ausfall gegen mich tief betrübt hat. Sein Geist scheint mir noch mehr als sein Körper zu leiden."

„Das ist auch in der That der Fall. Wie ich dir schon früher gesagt habe, liegt seiner Krankheit eine tiefe Gemüthsbewegung zu Grunde, ein Geheimniß, das uns leider verborgen ist. Der hochgespannte Idealismus deines Lehrers trägt wol hauptsächlich die Schuld. Solche Naturen, welche sich fortwährend in einer geistigen Ueberreizung befinden, müssen nothwendigerweise vielfach in Conflict mit der Außenwelt gerathen, an die sie häufig unerfüllbare Forderungen stellen. Sie gleichen den kühnen Luftseglern, welche, im höchsten Aether schwebend, auf die Dauer nicht die reine, dünne Luft ertragen können

und davon erkranken. Wir armen Sterblichen sind nicht dazu geschaffen, im bloßen Sauerstoff zu athmen. Die Flamme leuchtet zwar darin heller, aber sie wird auch um so schneller aufgezehrt. Der Mensch muß wie ein Schiff eine gehörige Portion von irdischem Ballast an Bord nehmen, wenn er nicht das Spiel der Wellen werden und bei dem geringsten Sturm untergehen soll."

„Ich höre nun wieder den materialistischen Arzt aus dir sprechen, der die feinsten Schwingungen der Seele lediglich durch ein Spiel der physischen Kräfte zu erklären sucht und die höchsten Aeußerungen des Geistes auf chemische Mischungen und Zersetzungen, auf ein Mehr oder Minder des Blutes und der Nervensäfte zurückbezieht. Was ihr nicht wägen und messen könnt, nicht mit Händen greift, hat keinen Werth für euch. Für den unsterblichen Genius, für die schönsten und heiligsten Empfindungen der Menschenbrust fehlt euch das Verständniß."

„Meinst du wirklich, Jüngling", erwiderte der Arzt mit einem leichten ironischen Anflug, „daß ich ein solcher Materialist bin? Allerdings lebe ich nicht wie du in dem Reich erträumter Ideale, ich bin kein Schwärmer, der Schattenbildern nachjagt und den schönen Schein der oft traurigen Wahrheit vorzieht. Meine Wissenschaft hat mich frühzeitig gelehrt, die Natur und die Menschen mit unbefangenen und prüfenden Blicken

anzuschauen. Ich finde Beide weder so schlecht, wie der moderne Pessimismus sie hinzustellen pflegt, noch so vollkommen, wie sie den geblendeten Idealisten erscheinen; trotzdem bewundere ich die unendliche Fülle, den Reichthum der Gestalten, den Glanz des Firmaments, die Herrlichkeit der Welt, die Tiefe des menschlichen Geistes, die Höhe, zu der er sich empor zu schwingen vermag. Oder glaubst du, daß der Astronom weniger beim Anblick des gestirnten Himmels fühlt, weil er durch sein Fernrohr die Flecken an der Sonnenscheibe sieht und die kahlen Berge des Mondes mißt, daß der Physiologe geringer von der Menschheit denkt, weil er die verschlungenen Bahnen der Nerven verfolgt, die letzten Enden der Blutgefäße bis zu ihren äußersten Verzweigungen unter den Mikroskop beachtet? Blüht die Rose minder schön für ihn, weil er ihre Staubfäden zählt, und strahlt der Regenbogen minder zauberisch, wenn er in ihm das Gesetz der Farben erkennt. Von solchem Materialismus, wenn der Name überhaupt hier paßt, droht der Welt keine Gefahr."

„Und doch ist, wie du selbst zugibst, die materialistische Richtung vorherrschend in unserer Zeit. Wohin wir blicken, tritt sie uns entgegen in dieser prosaischen Gegenwart. Im Staat und in der Gesellschaft, in der Kunst und im Leben begegnen wir ihrem Einfluß. Sie ruht wie Mehlthau auf der

Blüte unserer Jugend, daß sie vor der Zeit welkt und mit greisenhaftem Antlitz uns entgegentritt; sie lähmt die Kraft des Mannes und macht ihn zum Sklaven sinnlicher Genüsse; sie vergiftet das Herz der Frau und erniedrigt ihre heiligste Empfindung, die Liebe des Weibes, zu einem bloßen Handel, zu einer Speculation."

„Gut gebrüllt, mein Löwe!" lachte der Armendoctor. „Wir begegnen uns auf halbem Wege, der ideale Künstler und der praktische Mann der Wissenschaft. Du bist auf der richtigen Fährte, wenn du auch durch Dick und Dünn auf das Ziel losstürmst und den Wald vor Bäumen nicht siehest. Ich leugne so wenig wie du den herrschenden Materialismus, aber die Wissenschaft hat damit nichts zu thun. Er wurzelt einzig und allein in dem Zwiespalt unseres modernen Lebens, in der Lüge unserer ganzen politischen und socialen Institutionen. Die alten Formen haben sich überlebt, und die neuen sind noch nicht geschaffen; die bürgerliche Gesellschaft befindet sich in einem Zustande der Verwirrung und Auflösung. Hier steht der Glaube dem Wissen feindlich gegenüber, dort der mittelalterliche, feudale Staat mit seinen Privilegien und seiner Bevormundung dem Bedürfnisse der Völker nach Freiheit und Selbstregierung. Der Menschheit ist ihre alte Haut zu eng

geworden und sie sucht sie wie eine Schlange abzustreifen und mit einer passendern Hülle zu vertauschen. Gerade in einer solchen Zeit des Ueberganges, der allgemeinen Gärung tritt der Egoismus in seiner größten Nacktheit hervor, machen sich alle Schwächen und Gebrechen, alle Sünden und Laster der menschlichen Natur doppelt bemerkbar, da die bisherigen sittlichen und religiösen Stützen wanken, die alten heiligen Normen ihren Nimbus für die Menge verloren haben, ohne daß ein genügender Ersatz bereits vorhanden ist. Der Einzelne will nur leben und genießen, viel und schnell erwerben und das Erworbene benutzen, ohne sich um seinen Nachbar zu kümmern, ohne an die höhern Forderungen des Lebens zu denken, ohne sich um die Zukunft zu beunruhigen, nur dem flüchtigen Augenblick lebend."

„Du gibst also zu, daß ich recht habe, daß die Wenigen, welche wie mein Lehrer das Princip des Idealismus vertreten, unsere höchste Verehrung und Bewunderung verdienen, daß die ganze materielle Richtung unserer Zeit von allen Bessern verachtet und verdammt werden muß."

„Halt, halt!" rief der Armendoctor abwehrend. „Du ziehst aus meinen Vordersätzen Schlußfolgerungen, die mir nicht vollkommen den Gesetzen der Logik zu entsprechen scheinen.

Ich verdamme allerdings den crassen Materialismus der Gegenwart, vor allem in seinen unsittlichen und antihumanen Consequenzen, den Durst nach Geld und Gewinn, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, die Verachtung aller höhern Interessen, die Niedrigkeit der Gesinnung, die Verleugnung der bessern Ueberzeugung, den Verrath an Natur und Wahrheit, die er nur zu oft verschuldete, aber trotzdem erblicke ich in ihm nur ein unentbehrliches Zwischenglied in der Entwickelung der Menschheit, ein nothwendiges Uebergangsstadium zu einer neuen und höhern Stufe."

„Das ist wieder eine deiner paradoxen Ansichten, in denen du dir nur zu sehr gefällst."

„Ich denke, du kennst mich lange genug, um zu wissen, daß es mir nicht um geistreiche Phrasen, sondern einzig und allein um die Wahrheit zu thun ist. Ja, ich halte den Materialismus für eine allerdings nur vorübergehende Nothwendigkeit. Auch er dient, wenn auch wider Willen und ohne Absicht, den höhern Zwecken und Zielen der Menschheit und arbeitet unbewußt an dem großen Erlösungswerke. Indem er die Resultate der Wissenschaft, die Entdeckung des Genius ausbeutet und zu seinem Nutzen verwendet, fördert er unwillkürlich den Fortschritt, mehrt er den Wohlstand, schafft er

neue, kaum geahnte Quellen des Reichthums. Mit dem Besitz verbreitet sich Bildung und Gesittung, wenn ich auch zugeben will, daß die Selbstsucht, die Begierde nach Genuß in demselben Maße zunimmt. Aber das Gift führt das Gegengift mit sich. Die materiellen Interessen bilden einen festen Kitt und verschmelzen die getrennten Stände der Gesellschaft, wie sie Völker und Länder mit einander verbinden. Wie ein eisernes Band schlingen sich die Eisenbahnen um die fernsten Gegenden und vermitteln nicht blos den Austausch der Waaren und der industriellen Erzeugnisse, sondern auch der Gedanken und Empfindungen. Der elektrische Draht verknüpft nicht blos die Cabinete, sondern auch die Völker, er dient nicht nur der Börsenspeculation, sondern auch der Freiheit. Die Dampfmaschine hebt nicht nur die Schätze der Erde, spinnt unsere Wolle, webt unsere Kleider, sondern befreit auch den Menschen von dem niedern Sklavendienst, vom gemeinen Tagewerk, von der mechanischen Arbeit."

„Und schafft zugleich ein riesig anwachsendes Proletariat, das mit seinen Forderungen an das Leben immer drohender hervortritt."

„Das ist freilich leider wahr, entgegnete der Arzt. Aber ich glaube, daß auch hier die Gefahr übertrieben wird. Der

moderne Proletarier ist noch immer hundert mal besser gestellt als der Sklave in der antiken Welt, als der Hörige des Mittelalters. Er ist nicht an die Scholle gebunden, sondern ein freier Mann, der sich durch Kraft und Beharrlichkeit emporzuarbeiten vermag. Er nimmt ebenso gut wie der Reiche Theil an der Volksvertretung und Gesetzgebung, wodurch ihm die Gelegenheit geboten wird, seine Interessen zu wahren. An der friedlichen Association, die immer größere Dimensionen gewinnt, findet er einen mächtigen Schutz gegen die Bedrückungen des Kapitals. Auch fehlt es nicht an hochherzigen Männern, an bedeutenden Frauen, welche sich unablässig mit der Verbesserung seiner Lage beschäftigen und bereits große Erfolge auf diesem Gebiete aufzuweisen haben. Der von dir mit so großer Heftigkeit bekämpfte Materialismus bietet zugleich mit seiner nachtheiligen Wirkung auch die Mittel und Wege, die durch ihn hervorgerufenen Uebel zu bekämpfen. Er nöthigt die Wissenschaft, welche bisher dem Leben fern gestanden, sich mit der Praxis zu verbinden und aus ihrer abstracten Einseitigkeit herauszutreten. Die neuere Statistik, die Nationalökonomie verdanken ihm ihre überraschende Ausbildung und zugleich eine gesündere Richtung, bessere Grundsätze und eine segensreiche Anwendung."

„Die kalte Wissenschaft vermag nicht den Geist der Liebe, die Macht des Glaubens zu ersetzen, die in frühern Zeiten Wunder bewirkt und Großes geschaffen hat, jene frommen Stiftungen des Mittelalters, jene hingebende Opferfreudigkeit gottbegeisterter Männer und Frauen."

„An ihre Stelle ist die humane Bildung des Jahrhunderts getreten, deren Schöpfungen sich dreist mit den Werken der vergangenen Zeiten messen können. Haben wir auch jetzt keine frommen Brüderschaften, keine Klöster mehr, wo die Armen gespeist und gepflegt werden, so besitzen wir dafür zahlreiche Vereine, welche dasselbe oder vielmehr Besseres thun, indem sie sich nicht blos mit der Abhülfe der augenblicklichen Noth durch Almosen, sondern auch mit der Beseitigung ihrer Ursachen beschäftigen. Unsere Kranken-Anstalten, über die ich wol ein Urtheil habe, übertreffen alle frühern derartigen Einrichtungen so weit, daß diese sich auch nicht im Entferntesten damit vergleichen lassen. Der Proletarier der Gegenwart genießt, wenn er leidet, in unserer Zeit eine ärztliche Behandlung und Verpflegung, wie sie in dem gepriesenen Mittelalter selbst der reichste Mann nicht verschaffen konnte. Man braucht nur die Schilderungen ehemaliger Epidemien zu lesen, um einzusehen, welche große Fortschritte wir allein in

dieser Beziehung gemacht haben, um wie viel humaner wir geworden sind. Dasselbe gilt von allen andern Geiseln der Menschheit, von Krieg und Hungersnoth. Die Roheit und Grausamkeit der mittelalterlichen Söldnerschaaren erscheinen uns kaum glaublich und wir zweifeln an der Wahrheit, wenn wir die naiven Berichte lesen, daß Hunderte und Tausende aus Mangel an Nahrungsmitteln umgekommen sind, ohne daß die Regierungen und städtischen Obrigkeiten aus ihrer uns unbegreiflichen Apathie erwachten. Auch hier verdanken wir der Speculation, die stets auf neue Absatzquellen denkt, dem Materialismus, der für schnelle und sichere Communication sorgt, daß ähnliche Zustände in unserer Zeit zu den Ausnahmen zählen und die schnellste Abhülfe finden."

„Und je mehr der materielle Wohlstand zunimmt, desto mehr schwinden die geistigen Interessen; wofür der Verfall der Kunst, besonders des Theaters, die zunehmende Schlechtigkeit unserer Literatur den unwiderleglichen Beweis liefert. Auch hier herrscht die Mache, die freche Routine, die gewissenlose Speculation auf den schlechten Geschmack des Publikums, mit Einem Wort der crasse Materialismus."

„So unbedingt", erwiderte der Armendoctor, „möchte ich doch nicht mit deiner Klage übereinstimmen. Es gibt auch in

unsern Tagen noch immer große und bedeutende Künstler, die mit heiligem Eifer und hohem Ernst ihr Ziel verfolgen. Das Genie gehört zu allen Zeiten zu den Ausnahmen, und Jahrhunderte vergehen, ehe die günstigen Bedingungen wiederkehren, die seine Erscheinung bedingen. Das Theater ist allerdings am tiefsten gesunken, weil es als die Blüte und der Höhepunkt der nationalen Entwickelung gewissermaßen eine religiöse Weihe und patriotische Erhebung voraussetzt. Wo diese fehlt, entartet die Bühne nur zu leicht und begnügt sich mit der bloßen Befriedigung der schaulustigen Menge, indem sie bald zu einer leeren Unterhaltung, wo nicht gar zu einem verderblichen Sinnenkitzel herabsinkt. Dagegen finden wir in den übrigen Gebieten der Literatur eine rege Thätigkeit und vor Allen erfreut sich der Roman eines großen Aufschwungs, indem er das Leben in seiner realistischen Bedeutung aufzufassen und wiederzugeben versucht, ein Streben, das auch die plastischen Künstler der Gegenwart mehr oder minder verfolgen."

„Gerade diese realistische Richtung scheint mir im höchstem Grade bedenklich, da sie die Technik auf Kosten des Geistes bevorzugt und die göttliche Idee dem irdischen Stoff, der geschickten Behandlung, der äußern Vollendung unterordnet.

Was der Materialismus im Leben und in der Gesellschaft, das ist der Realismus in der Kunst."

„Und ich begrüße in dem Realismus einen unleugbaren Fortschritt, in der Vorliebe für denselben eine Rückkehr zur Natur und Wahrheit. Die echte Kunst wurzelt zu allen Zeiten in der Wirklichkeit und sucht dieselbe durch die ihr zu Gebote stehenden Mittel zunächst darzustellen. Das haben die Griechen gethan, und die alten Maler, welche du so sehr bewunderst, sind ihnen nachgefolgt. Freilich sind sie nicht dabei stehen geblieben, sondern sie haben die reale Welt zu verklären und zu durchgeistigen gewußt, aber nicht auf Kosten der Wahrheit und Natur. Bei ihnen sind Geist und Materie, Form und Gestalt Eins, innig mit einander verschmolzen, unauflöslich verbunden. Erst ihre spätern Nachfolger zerrissen das natürliche Band und begründeten jenen Zwiespalt zwischen Geist und Materie, zwischen Gehalt und Form, der nach meiner Meinung hauptsächlich den Verfall der Kunst verschuldet hat. Von der Wirklichkeit losgelöst, verflüchtigt sich der Geist zu einem leeren, wesenlosen Schatten, in eine bloße Chimäre, während die Materie ohne Geist allerdings uns todt und leblos erscheint. Der gesunde Realismus, wie er in einzelnen neuern Werken sich wieder bemerkbar macht, ist der erste

Schritt zur Wiedergeburt der modernen Kunst, gerade wie der Materialismus mit seinem Streben, die physische Welt sich nutzbar zu machen und zu unterwerfen, unbewußt im Dienste der Freiheit steht und durch seine Arbeit ihrem Ziele näher bringt. Dies Ziel ist aber die endliche Versöhnung des Realismus mit dem Geist, der Poesie mit der Wirklichkeit, des Materialismus mit der Idee, der Sieg der Humanität über die egoistischen Tendenzen der Gegenwart, der Liebe über die Selbstsucht des Individuums."

Die letzten Worte des Arztes wurden jedoch von dem jungen Maler kaum noch gehört, da seine Gedanken weit ab von dem allgemeinen Gespräche schweiften und immer wieder zu der verlassenen Anunziata zurückkehrten, an die er unwillkürlich durch eine vorübergehende Dame erinnert wurde.

Es war dieselbe Gestalt, derselbe Gang und ihre wunderbar strahlenden Augen, nur daß der überirdische Glanz derselben in eine dämonische Glut verwandelt, das Lächeln der Unschuld durch einen fast tragisch düstern Ausdruck des schönen Gesichtes verdrängt schien. Die Formen waren reifer und üppiger, sodaß man die Frau, welche nicht mehr in der ersten Jugendblüte stand, obgleich ihre wunderbare Schönheit noch nicht gelitten hatte, für eine ältere Schwester Anunziata's halten konnte.

Mit sichtlicher Unruhe verfolgte der Maler schon seit einiger Zeit die befremdende Erscheinung, die ihn ebenso mit ihren forschenden Blicken zu durchbohren und nicht ohne Absicht sich den beiden Freunden bald zu nähern, bald ihnen auszuweichen schien, wie von einer geheimen magnetischen Gewalt zugleich angezogen und zurückgestoßen.

„Was fehlt dir?" fragte der Armendoctor, dem die Befangenheit des Malers nicht entgangen war.

„Ich weiß nicht", versetzte Bernhard, „aber jene Dame beschäftigt mich schon längere Zeit wegen ihrer auffallenden Aehnlichkeit mit Anunziata. Dabei fixirt sie uns so eigenthümlich, als wenn sie mit uns reden wollte."

„Was du nicht Alles zu sehen und zu bemerken glaubst", spottete der Arzt.

„Je länger ich die Frau betrachte, desto bekannter kommt sie mir vor."

„Kein Wunder, daß deine Phantasie dich täuscht und dich wie Faust in jedem Weibe die Geliebte sehen läßt. Ich weiß nun, daß du dich in einem gefährlichen Wahn befindest. Du bist auf dem besten Wege, einen dummen Streich zu machen, wie Carlos von Clavigo sagt."

„Und ich bitte dich", versetzte der Maler unmuthig, „mich

mit deinem Witze zu verschonen, der in diesem Augenblick am wenigsten bei mir angebracht sein dürfte."

„Nicht so hitzig, Jüngling!" erwiderte die Armendoctor. „Ich kann dir die Versicherung geben, daß ich ebenso wenig wie du aufgelegt zum Scherzen bin, da mir dein Zustand ernstliche Besorgnisse einflößt. Du bist krank, wirklich krank."

„Ich habe mich noch nie wohler als in diesem Augenblick befunden."

„Das sind gerade die gefährlichsten Patienten, die sich selbst für gesund halten und von ihren Leiden keine Ahnung haben. Wenn ich mich nicht irre, so stehst du vor einer großen Krisis deines Lebens."

„Und meine Krankheit heißt, du ausgezeichneter Diagnostiker?"

„Die Liebe."

5.

Verstimmt ging Bernhard stillschweigend neben dem Arzt, der mit schonungsloser Hand die Wunde seines Herzens bloßgelegt, den Schleier des Geheimnisses zerrissen hatte. Was er sich selbst nicht zu gestehen wagte, war jetzt ausgesprochen, was er vor sich selbst zu verbergen suchte, laut und offenbar. Es kam ihm wie eine Entweihung, wie eine Verletzung seiner heiligsten Empfindungen vor, und deshalb zürnte er dem treuen Freund.

„Du scheinst“, sagte der Armendoctor nach einer längern Pause, „mir meine Offenheit zu verübeln.“

„Keineswegs“, erwiderte der Maler, „nur die Art und Weise, womit du von der Liebe sprichst, hat mich unangenehm berührt. Du nennst das Schönste und Höchste, was die Menschenbrust beseelt, eine Krankheit. Auch hier verleugnest du nicht deine materielle Weltanschauung.“

„Ich wollte dir nicht weh thun, bei Gott, das wollte

ich nicht. Aber was ich gesagt habe, ist darum nicht minder wahr, magst du mich auch für einen ausgemachten Materialisten halten. Die Liebe ist und bleibt ein abnormer Zustand, eine Entwickelungskrankheit des Individuums, eine Art Seelen- oder Herzensfieber mit allen Symptomen der höchsten Aufregung, Frost und Hitze, beschleunigtem Puls, Herzklopfen und Eingenommenheit des Gehirns."

„Ich bitte dich, verschone mich mit deinen klinischen Vorträgen", versetzte Bernhard bitter.

„Ich spreche nicht blos als Arzt, sondern auch als dein Freund, der an deinem Schicksal den lebhaftesten Antheil nimmt, obgleich ich weiß, daß Liebende schwer oder gar nicht vernünftigen Vorstellungen zugänglich sind und gewissermaßen für unzurechnungsfähig gehalten werden müssen."

„Es fehlt nur noch, daß du aus lauter Freundschaft mich reif für das Irrenhaus hältst und mir die Zwangsjacke decretirst."

„So weit ist die Tollheit noch nicht bei dir, wie ich hoffe, gediehen, obgleich du bereits ein bedenkliches Stadium erreicht zu haben scheinst. Du liebst oder glaubst Anunziata zu lieben."

„Sprich den Namen nicht aus, wenigstens nicht in diesem Ton", unterbrach ihn der Maler hastig.

„Ich bewundere wie du", erwiderte der Arzt ruhig, „die Schönheit, Anmuth, die holde Grazie des lieblichen Kindes und begreife vollkommen deine Neigung. Ich selbst kann mich, trotzdem ich weit ruhiger und kälter beobachte, nicht des Zaubers ihrer rührenden Erscheinung erwehren."

„Sie ist der verkörperte Traum eines Dichters, das Ideal des Künstlers, eine Offenbarung des Himmels", rief Bernhard enthusiastisch.

„Das ist es eben, was mich um deinetwillen besorgt macht. Das Weib, welches die Gefährtin des Mannes sein, Leid und Freud' mit ihm theilen soll, darf kein bloßer Traum, kein schattenhaftes Ideal, keine Göttin sein. Das Leben stellt andere Forderungen an die Frauen; mit der Schönheit, Anmuth und Unschuld allein ist es nicht gethan. Sie ist keine Blume, die ihre ganze Bestimmung erfüllt, wenn sie uns durch ihre Farbe, ihren Duft entzückt."

„Zweifelst du, daß Anunziata nicht alle Tugenden, alle Eigenschaften des Herzens und der Seele besitzt, um einen Mann zu beglücken?"

„Auch daran zweifle ich nicht, aber wol an ihrer Fähigkeit, an ihrer Kraft, die rauhen Stürme des Daseins zu ertragen. Geistig und körperlich erscheint sie mir wie ein hülf-

loses Kind, rührend und bezaubernd durch seine Unkenntniß der Welt, wie eine exotische Pflanze jener glücklichen Zonen, wo ein ewiger Frühling herrscht, wunderbar schön, aber unfähig die leiseste Berührung, den Frost des Winters zu ertragen."

„Und ist es nicht der herrlichste Beruf des Mannes, die Geliebte des Herzens vor jeder rauhen Berührung mit der Außenwelt, vor jedem unsanften Hauch zu schützen? Gerade das habe ich mir so schön gedacht, das geliebte Weib über den Abgrund des Lebens mit starken Armen zu tragen, alles Leid, alle Schmerzen von ihr fern zu halten, und was geduldet werden muß, allein für mich zu dulden in verschwiegener Brust."

„Das wird keine wahrhaft liebende Frau zugeben. Sie hat ein heiliges Recht auf deine Schmerzen, auf deinen geheimsten Kummer; sie will und muß deine Sorgen theilen, wenn sie sich nicht für ein bloßes Spielzeug halten soll. Die Frau ist in der That kein Kind, sondern die Gehülfin des Mannes in dem schweren Kampf des Lebens. Durch jede andere Auffassung wird sie sich erniedrigt finden. Deshalb muß der Mann bei der Wahl seiner Gattin nicht nur auf Schönheit, Geist und Herz achten, sondern vor allen Dingen auch auf ihren Charakter, auf ihre äußere und innere Tüchtigkeit, Willenskraft und Energie sehen."

„Gerade die genannten Eigenschaften halte ich bei der Frau für entbehrlich, wenn sie nur der Mann besitzt.“

„Du befindest dich hierin in einem schweren Irrthum, den du jedoch mit Vielen theilst. Der Mangel an Charakter und Energie bei unsern meisten Frauen ist ein großes Unglück, das noch durch ihre verkehrte Erziehung vermehrt wird. Ihr Wissen ist in den meisten Fällen nur mangelhaft und ihre Kenntniß der Welt und des Lebens unklar und verworren, da man absichtlich die Wahrheit ihnen verbirgt und sie über die wichtigsten Erscheinungen geflissentlich im Dunkel läßt. Kein Wunder, wenn sie so oft den schmerzlichsten Irrthümern verfallen und der Versuchung unterliegen.“

„Mit der Erkenntniß schwindet die Unschuld, mit dem Wissen die Anmuth, die energische, charaktervolle Frau entbehrt auch meist der Weiblichkeit.“

„Weiblichkeit!“ murrte der Armendoctor. „Das ist auch eines jener Worte, das schon unendlich viel Unheil gestiftet hat und fortwährend gemisbraucht wird. Wenn ein Mädchen oder eine Frau einmal ehrlich nach der Wahrheit forscht und die von der Gesellschaft ihr gezogenen Schranken mit kühnem Geiste zu durchbrechen sucht, wenn sie sich ein anderes und höheres Ziel steckt, als aus der Hand ihrer Aeltern ihr Schick-

sal in der Gestalt eines begüterten oder gut situirten Mannes zu empfangen, wenn sie sich an den großen Fragen der Zeit nicht nur passiv betheiligt, sondern selbst Hand anlegt, so weit dies ihre Stellung und ihre Fähigkeit erlaubt, wenn sie ein selbständiges Urtheil abgibt, ihrer eigenen Ueberzeugung folgt, mit Einem Worte, wenn sie nicht blos scheinen, sondern sein, nicht blos die Gedanken Anderer aufnehmen, sondern selbst denken, nicht nur leiden, sondern auch handeln will, so ist sie unweiblich; dagegen gilt Kokettterie, Gefallsucht, Heuchelei und Lüge nur zu oft als gepriesene Weiblichkeit."

„Dein Vorwurf kann unmöglich Anunziata treffen; sie ist das Ideal der Frau, wie es aus den Händen der Natur hervorgegangen, ungetrübt von dem vergiftenden Hauche der Gesellschaft."

„Leider reicht die bloße Natürlichkeit, vor der ich sonst den höchsten Respect habe, nicht für unsere complicirten socialen Verhältnisse hin. Wir leben nicht mehr im Paradiese, sondern in einer Welt voll schwerer Kämpfe und verwickelter Ansprüche, die nicht nur an den Mann, sondern auch an die Frau herantreten. Auch die Liebe hat eine andere und höhere Aufgabe zu erfüllen; sie darf nicht in einseitige Gefühlsschwärmerei, in Anbetung und Vergötterung des geliebten Gegenstandes aufgehen, sondern muß sich bethätigen, große Opfer bringen, sich

die schwersten Entbehrungen auferlegen, nicht nur genießen, sondern auch ringen und arbeiten, und das gilt für beide Geschlechter in gleicher Weise."

„Raubst du nicht damit der Liebe ihren schönsten Reiz, ihren holdesten Zauber, wenn du sie zur Sklavin der Arbeit, zur Dienerin des Hauses machst, die Tochter des Himmels mit irdischen Banden beschwerst und unter dem Joche der prosaischen Beschäftigungen beugst? Eine solche Auffassung vernichtet die einzige und höchste Poesie des Lebens."

„Das ist eine jener verderblichen Fictionen über das Wesen der Liebe, in denen sich ein unklarer Idealismus gefällt. Auch ich erkenne ihre Göttlichkeit an, auch ich halte die wahre, leider nur selten angetroffene Liebe für die höchste Blüte der Menschheit, für das wunderbarste Mysterium der Welt. Aber schon Schiller, den du gewiß nicht des Materialismus beschuldigen wirst, singt von ihr:

Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben,
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben,

und rühmt die züchtige Hausfrau, die dem Gatten, mit fleißigen Händen in ihrem Kreise schaffend und ordnend, würdig zur

Seite steht. Die wahre Liebe wurzelt nicht allein in der schönen Sinnlichkeit, nicht nur in der Sympathie der Herzen, sondern ebenso sehr und vielleicht noch mehr in der Gemeinsamkeit der geistigen und selbst der materiellen Interessen, in der vollkommenen Harmonie aller Verhältnisse, die freilich nur selten gefunden wird. Wo aber einer dieser Factoren fehlt, wird sich bald mehr, bald minder ein störender Miston, ein innerer Zwiespalt bemerkbar machen, und zwar um so empfindlicher, je feiner wir fühlen, je zarter wir empfinden, je gebildeter wir sind."

Ohne die Antwort Bernhard's abzuwarten, trat der Armendoctor in das nächste Haus, wo er einen Kranken besuchen wollte, während der Maler allein seinen Weg fortsetzte. In Gedanken versunken, von den widersprechendsten Gefühlen bewegt, folgte er mechanisch der eingeschlagenen Richtung, ohne sich darum zu kümmern, wohin sie ihn führte.

Er war jetzt viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um auf seine Umgebung zu achten, selbst jene Dame, welche vorher seine Aufmerksamkeit in so hohem Grade gefesselt hatte, war ihm längst wieder aus den Blicken und aus dem Gedächtniß geschwunden.

Vor seinem Geiste schwebte nur das Bild Anunziata's,

die Erinnerung an die mit ihr verlebten Stunden, das Glück seiner jungen Neigung. Jetzt erst wußte er, daß er sie liebte, daß sie der Inbegriff seiner Wünsche, seiner heißesten Sehnsucht war.

Aber das neue Gefühl erfüllte seine Brust zugleich mit Seligkeit und Schmerz, mit der höchsten Wonne und dem bittersten Leid. Die Behandlung, die er heute von seiten des kranken Professors erlitten, hatte ihn tief gekränkt, die Aufrichtigkeit des rücksichtslosen Freundes innerlich verletzt.

Es war ihm, als ob der Engel mit dem flammenden Schwerte ihn aus seinem Paradies gestoßen, als ob ihn eine rauhe Hand aus seinen schönsten, wonnigsten Träumen aufgeschreckt hätte. Von allen Seiten stürmte die unbarmherzige Wirklichkeit auf ihn ein, um ihm sein kaum genossenes Glück zu entreißen.

Warum sollte er Anunziata verlassen? Weshalb zürnte ihm ihr Vater, und was hatten die geheimnißvollen Worte des Meisters, was die unbegreiflichen Warnungen des Freundes zu bedeuten? Er sah sich von unsichtbaren Feinden umgeben, von einer nahen Gefahr bedroht, aber zugleich erwachte sein Muth, belebte sich seine Hoffnung. Er fühlte sich stark genug, um mit allen Schwierigkeiten zu kämpfen, über alle Hindernisse zu siegen. Für seine Liebe wollte er selbst das höchste

Opfer bringen, vor keiner Entbehrung, vor keiner Anstrengung zurückschrecken.

Aber liebte ihn auch Anunziata, wie er sie liebte? Durfte er glauben, daß sie dem Zorne des Vaters, dem Widerstand ihrer Umgebung Trotz bieten würde? Hatte er ein Recht, den stillen Frieden ihrer reinen Seele zu stören, die holde Blüte dem sichern Boden, worin sie wurzelte, zu entreißen? Wenn der Armendoctor wahr gesprochen, wenn sie wirklich zu zart, zu schwach sein sollte, um den eisigen Hauch des Lebens, die Berührung mit der harten Wirklichkeit zu ertragen! Was vermochte er ihr zu bieten, da er selbst noch nichts erreicht hatte, da er noch so fern von dem ihm vorschwebenden Ziele stand? Neue Zweifel bestürmten seine Brust. Zum Entsagen fehlte ihm die Kraft, während er zu redlich dachte, um ihr ein unsicheres Loos zu bieten, ihr Schicksal an seine unbestimmten Aussichten, an seine in weite Ferne gerückten Erwartungen zu knüpfen.

Doch das Herz der Jugend ist voll Vertrauen, voll Glauben an die Zukunft, so reich an Hoffnungen, so stark in seiner Zuversicht, daß es aller Schranken spottet und vor keinem Hinderniß zurückschreckt. Mit dem Talisman der Liebe bewaffnet, scheut es weder Tod noch Hölle, stürzt es sich in

den Kampf des Lebens, um den höchsten Siegespreis zu erringen.

Während der junge Maler so zwischen Furcht und Hoffnung schwankte, bald von düstern Gedanken verfolgt, bald von holden Bildern umgaukelt, war er allmählich in die abgelegenen Partien des Parkes gelangt, der sich von einem Thore der Stadt zu dem andern erstreckte.

Instinctmäßig suchte er die unbetretenen Gänge auf, um sich in tiefster Einsamkeit seinen Gedanken zu überlassen. Angegriffen von dem weiten Weg und noch mehr von dem innern Sturm, der seine Brust durchtobte, ruhte er auf einer Bank aus, über die eine alte Eiche ihre grünen Zweige ausbreitete.

Die Stille der Natur that ihm wohl und der vermißte Friede kehrte in seine Seele zurück; allmählich legten sich die aufgeregten Wogen und er verfiel nach seiner Gewohnheit in ein schwärmerisches Träumen. Vor seinen halbgeschlossenen Augen schwebte das Bild Anunziata's schöner und bezaubernder als je zuvor; sie lächelte, und alle finstern Wolken schwanden; im Flüstern der Blätter, in den süßen Liedern der Vögel, die im Laube sangen, glaubte er ihre kindliche Stimme, Worte der Liebe, des Trostes und des Glückes zu vernehmen.

Vergessen war der Unmuth über die bittern Aeußerungen des leidenden Meisters, die er jetzt lediglich nur für einen Ausbruch krankhafter Laune zu halten geneigt war, vergessen die drohenden Mahnungen des materiellen Freundes, denen er in seiner augenblicklichen Stimmung eine viel zu große Bedeutung beigelegt hatte.

War er nicht ein Thor, daß er darum verzweifelte? Die Sonne schien so hell und warm, die Lüfte wehten so mild und lind, und er sollte verzagen? Gestern hatte ein Gewitter getobt, der Sturm gewüthet, und heute lachte wieder der blaue Himmel; die Blumen blühten und dufteten nur um so schöner, und die lustigen Sänger zwitscherten und jubelten, ohne Traum um die Vergangenheit, ohne Sorge um die Zukunft.

Der Frühling war gekommen und hatte den harten Winter besiegt. Auch in Bernhard's Brust regte sich der junge Liebeslenz, und tausend hoffnungsreiche Knospen brachen mit unbezwinglicher Macht hervor, und zahllose Blüten erschlossen sich in dem Herzen des Jünglings. Das keimte und wogte, schwoll und drängte sich in seiner Seele mit wunderbarer Macht wie Frühlingslicht und Lenzeswonne.

Auch in seinem Innern hatte der Sturm getobt, und nun leuchtete die goldene Liebessonne in ungetrübter Heiterkeit,

grünte die Hoffnung, blühte das Glück, lachte die Zukunft. Frühling und Liebe, der Lenz des Lebens, die Liebe der Welt waren ihm zugleich trostreich aufgegangen.

So träumte er immer schöner, immer entzückender von Anunziata, von der Kunst, die für ihn zu einem Zauberbild verschmolzen. Sie war die Göttin, welche ihn zu den höchsten Schöpfungen begeisterte, und zu ihren Füßen legte er die errungenen Kränze nieder. Für sie schuf er mit unablässigem Fleiße, für sie sorgte und arbeitete er, von Erfolg gekrönt, über alle Hindernisse siegend, bis der Meister versöhnt den ebenbürtigen Schüler in ihm erkennen mußte und zum Lohn Anunziata's Hand in die seinige legte.

Aus diesem gaukelnden Spiele der Phantasie wurde jedoch Bernhard bald wieder durch nahende Schritte, durch ein leises Rauschen wie von seidenen Gewändern geweckt. Unmuthig über die unwillkommene Störung stand er auf, um die Bank und das verschwiegene Versteck zu verlassen, aber wider Willen sah er sich fest gehalten.

Vor ihm stand plötzlich jene schwarz gekleidete Dame, deren ganze Erscheinung ihn so wunderbar an Anunziata mahnte. Wie ein geheimnißvolles Räthsel blickte sie ihn mit den dunkeln, dämonischen Augen an, während ein schmerzlich trauriges Lächeln

um das blasse wunderschöne Gesicht wie Wetterleuchten am nächtigen Himmel zuckte.

Von Neuem wurde er durch die auffallende Aehnlichkeit überrascht, und doch war die geheimnißvolle Fremde wieder so verschieden von der Geliebten; sie glichen einander wie der heitere Frühling dem wehmüthigen Herbst, wie der rosige Morgen der bleichen Nacht, wie die hoffnungsvolle Zukunft der schmerzlichen Vergangenheit.

Gefesselt von dem eigenthümlichen Zauber, welchen diese Frau durch die Erinnerung an Anunziata auf ihn ausübte, blieb er unwillkürlich stehen, indem er sie mit einer Mischung von Furcht und Bewunderung anstarrte.

Es war ihm, als müßte sie ihm das Räthsel seiner Liebe lösen, als stände er vor seinem Schicksal, als hinge an ihrem Ausspruch Leben und Tod, Glück oder Elend. Auch die Dame schien tief bewegt, befangen und verlegen, um einen Anknüpfungspunkt zu suchen, schwankend, ob sie näher treten oder sich wieder entfernen sollte.

Schon wollte er mit leichtem Gruß vorüber gehen, als sie mit einer plötzlichen Bewegung ihn zum Bleiben nöthigte, indem sie ihn zugleich mit tiefer, sonorer Stimme ansprach. Der Klang ihres Organs, die fremdländische Aussprache er=

füllte ihn mit neuer Ueberraschung. Es war derselbe weiche südliche Ton, der ihn an Anunziata entzückte, nur düsterer gefärbt, von innerer Aufregung wie eine zu stark gespannte Saite dumpf erzitternd.

„Verzeihen Sie", sagte sie mit einem trüben Lächeln, „wenn ich Sie in Ihrer Einsamkeit störe, aber ich habe schon längst gewünscht, Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Meine Bekanntschaft?" fragte Bernhard verwundert.

„Wenn ich nicht irre", fuhr die fremde Dame fort, „so sind Sie Künstler, ein Schüler des berühmten Professors Blechheim."

„Allerdings! Ich bin so glücklich, unter seiner Anleitung zu arbeiten und mich zum Maler auszubilden."

„Sie stehen ihm näher; Sie sind sein Freund; denn ich weiß, daß Blechheim nur ausnahmsweise Unterricht ertheilt und nur solche junge Leute in sein Atelier aufnimmt, die sein volles Vertrauen besitzen. Es ist ein Vorzug, auf den Sie stolz sein dürfen, der ebenso für Ihr Talent wie für Ihren Charakter spricht und meinen Ihnen allzu dreisten Schritt rechtfertigen mag."

„Sie scheinen den Professor zu kennen und sich für ihn lebhaft zu interessiren, da Sie so genau über seine Person und seine Umgebung unterrichtet sind."

„Ob ich ihn kenne!“ versetzte die Fremde mit einem schmerzlichen Seufzer. „Ich nehme den innigsten Antheil an seinem Geschick.“

„So werden Sie auch wissen, daß er in diesem Augenblick schwer erkrankt danieder liegt.“

„Ich habe bereits die traurige Nachricht aus den Zeitungen erfahren. Er leidet, sein Leben schwebt vielleicht in Gefahr. Verhehlen Sie mir nichts, sagen Sie mir die Wahrheit. Sie sind der Einzige, der zu ihm kommt, den er bei sich sieht, der ihn pflegen darf. Sie kennen seinen Arzt, der Sie eben erst verlassen hat. Sie sehen, daß mir nichts verborgen ist, daß ich genau unterrichtet bin. Haben Sie Barmherzigkeit mit meiner Angst, mit der furchtbaren Qual meines armen Herzens. O, wenn Sie wüßten, wenn Sie ahnen könnten, wie unglücklich, wie elend ich bin!“

Während die räthselhafte Fremde mit wilder Leidenschaft und südlicher Glut sich ihrem Schmerze überließ, die dunkeln Augen sich mit Thränen füllten, und das bleiche Gesicht bald an das gramvolle Antlitz der Mater Dolorosa, bald an die von Trauer und Reue durchwühlten Züge einer büßenden Magdalena erinnerten, wurde der junge Maler auf das Innigste von diesem plötzlichen Ausbruche des tiefsten Seelenleids erschüttert,

zugleich von Mitleid und Theilnahme, von Bewunderung und Interesse für die seltsame Frau erfüllt.

„Beruhigen Sie sich", sagte er nach einer Pause. „Wie der Arzt mir versichert, ist die größte Gefahr beseitigt, für das Leben des Kranken nicht mehr zu fürchten."

„Und Sie täuschen mich nicht?" fragte Sie zweifelnd. „Er wird genesen und sich wieder völlig erholen. O! Sie wissen nicht, welche Last Sie mir von meiner Seele genommen haben, wenn Sie die Wahrheit sprechen."

„Ich kann nur wiederholen, was mir der Arzt gesagt hat, der mein bester Freund ist, und dessen Wissen die größte Anerkennung genießt und auch verdient. Nach seiner Meinung wird der Professor, wenn kein Zwischenfall eintritt, in einigen Wochen dem Leben und der Kunst wieder geschenkt sein."

„Gott hat das Gebet der armen Sünderin erhört", versetzte sie mit gefalteten Händen. „Und Anunziata? —"

War es der Ton der innigsten Zärtlichkeit, der glühendsten Liebe, womit sie diesen Namen sprach, oder der eigenthümliche Blick, womit sie ihre Frage begleitete, die den jungen Maler so verwirrten, daß er nicht so schnell zu antworten vermochte, als die leidenschaftliche Frau erwartete.

„Um des Himmels willen, reden Sie!" rief sie in

höchster Aufregung. „Was wissen Sie von Anunziata? O! ich ahne, daß sie der Sorge, der Anstrengung um den Vater erlegen ist, daß das arme Kind sich für den Unglücklichen aufgeopfert hat. Sie leidet, sie ist krank, und ich Elende darf nicht bei ihr sein, nicht an ihrem Lager wachen, nicht die Verschmachtende pflegen. Warum antworten Sie nicht, weshalb spannen Sie mich auf die Folter? Ich will, ich muß wissen, was mit ihr geschehen ist; lieber sterben, als in dieser Ungewißheit länger schweben."

„Ich habe Anunziata erst vor einer Stunde verlassen", erwiderte Bernhard, „und kann Ihnen daher die feste Versicherung geben, daß sie vollkommen wohl ist, wenn auch die Krankheit des Vaters sie etwas angegriffen hat. Ihre Gesundheit gibt auch nicht den entferntesten Anlaß zur Besorgniß."

„Ach! Sie schenken mir das Leben wieder. Anunziata ist nicht krank, das süße Kind leidet nicht. Gott segne Sie für diese Nachricht. Er ist barmherziger, als ich es verdiene. O! wenn ich sie nur einmal sehen und an dies pochende Herz drücken könnte. Es wäre das höchste Glück, das ich gern mit meinem Leben bezahlen wollte."

„Und wer hindert Sie daran?" fragte Bernhard ab-

sichtslos. „Anunziata wird sich gewiß freuen, eine so zärtliche Freundin, wenn ich nicht irre, eine theuere Verwandte wieder zu sehen."

„Nein, nein!" rief die räthselhafte Fremde. „Das kann, das darf nicht sein. Sie wissen nicht, was Sie sprechen. Gott kann vergeben, aber nicht die Menschen. Eine unübersteigliche Kluft, der dunkle Abgrund der Hölle trennt mich für immer von dem Himmel, den ich einst besessen. O! ich bin nicht würdig, seinen Engel zu schauen, die reine Stirn zu küssen, ihre weiße Hand mit meinen Thränen zu benetzen. Mein Blick würde sie entweihen, der Hauch meiner Lippen sie beflecken. Sie darf mich nicht kennen, nicht einmal meinen Namen ahnen, für sie muß ich ewig eine Todte sein."

Ueberwältigt von einem neuen und noch heftigern Ausbruche ihres Schmerzes, war sie auf die nahe Bank niedergesunken, indem sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte, während Bernhard das innigste Mitleid mit der unglücklichen Frau empfand, deren dunkle Worte und peinliche Selbstanklagen ihn ein schmerzlich trauriges Geheimniß ahnen ließen. Alles, was er hörte und sah, deutete auf eine nahe Beziehung der Fremden zu dem Professor und Anunziata, auf verborgene Familienereignisse und mahnte ihn unwillkürlich an jene Gerüchte, die über

das Leben und die Vergangenheit Blechheim's verbreitet waren. So sehr aber auch seine Neugierde gereizt war, so lebhaft er auch den Wunsch empfand, die Wahrheit aus dem Munde dieser Frau, welche Alles zu wissen schien, zu erfahren, so hielt ihn doch eine gewisse Scheu zurück, sich in die Geheimnisse seines Lebens zu drängen und die Lösung des nahe liegenden Räthsels zu suchen.

„Sie müssen mich“, sagte die Fremde, nachdem sie sich einigermaßen wieder gefaßt hatte, „für wahnsinnig halten und an meinen Verstande zweifeln. Aber Sie werden längst errathen haben, daß ich mit Blechheim und Anunziata auf das Innigste verbunden bin, wenn auch das grausame Geschick, fremde und eigene Schuld dies Band für immer zerrissen und uns gewaltsam getrennt hat. Deshalb bitte und beschwöre ich Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist, unsere Begegnung vor Beiden zu verheimlichen. Jedes Wort, die leiseste Andeutung würde uns Alle nur noch unglücklicher machen, als wir bereits sind. Versprechen Sie mir, diese Zusammenkunft vor Jedermann, selbst vor Ihrem Freunde, dem Arzte, zu verschweigen.“

„Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, das ich noch nie gebrochen habe“, entgegnete Bernhard, von ihren Bitten gerührt.

„Ich vertraue Ihnen und danke Ihnen für Ihre Bereit-

willigkeit. Sie erweisen damit mir und auch Anunziata den größten Dienst. Ich weiß, daß Sie der Freund des armen, verlassenen Mädchens sind, daß sie Ihnen theuerer als das eigene Leben ist, daß Sie bereit sind, ihr jedes Opfer zu bringen."

„Sie wissen Alles", murmelte Bernhard überrascht. „Wer hat Ihnen verrathen?"

„Ich bin ein Weib und weiß, was Liebe ist", erwiderte sie mit einem traurigen und doch bezaubernden Lächeln. „Ihr Erröthen, Ihre Verwirrung, Ihre Blicke haben mir längst gesagt, daß Sie Anunziata lieben. Wer könnte Sie auch sehen und ihr so nahe stehen, wie Sie, ohne Neigung für das holdeste Geschöpf der Erde zu empfinden. Und Anunziata erwidert Ihre Zärtlichkeit; denn Sie scheinen mir ebenso talentvoll als gut, und das arme Kind bedarf in ihrer Verlassenheit eines Freundes, eines Beschützers. Sie werden Nachsicht mit ihrer Schwäche, mit ihrer Hülflosigkeit haben, sie wie Ihren eigenen Augapfel hüten, gegen die ganze Welt und wenn es Noth thut selbst gegen ihren Vater vertheidigen, der zuweilen sehr hart, sehr grausam sein kann, obgleich ich kein Recht habe, ihn anzuklagen. O! erhören Sie mein Flehen, haben Sie Mitleid mit einer armen Frau und spotten Sie

nicht über meine Ihnen vielleicht unerklärlichen Besorgnisse. Aber ich würde an dem Tage sterben, wo ich erführe, daß Anunziata leidet."

„Was in meinen Kräften steht, wird gewiß geschehen, um sie glücklich zu machen und vor jedem Unfall zu bewahren."

„Gott segne Sie für diese Worte; ich glaube Ihnen, denn ich lese in Ihren Zügen, daß Sie nicht lügen können. Und nun noch eine Bitte, bevor wir scheiden. Versprechen Sie mir, mich nicht wieder zu kennen, wo wir uns auch sehen und einander begegnen mögen, weder nach meinem Namen, noch nach meinem Aufenthalt zu forschen. Die wichtigsten Gründe zwingen mich, das tiefste Geheimniß über meine Person und meine Verhältnisse zu bewahren. Aber nichts soll mich demungeachtet abhalten, Ihnen für den Trost, den Sie mir heute gewährt, ewig dankbar zu sein. Wenn Sie jemals meiner Hülfe bedürfen, wenn Sie mir über sich oder Anunziata eine Mittheilung zu machen haben, meinen Schutz in Anspruch nehmen wollen, da mir vielleicht eine größere Macht zu Gebote steht, als Sie ahnen und glauben können, so genügt ein Wort, eine Zeile, um mich vom Ende der Welt herbeizurufen. Unsichtbar werde ich Ihnen nahe sein und zu jeder Zeit, wenn ich nicht

krank oder todt sein sollte, Ihnen mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln beistehen, wenn sie mir unter der Adresse, die ich Ihnen hier zurücklasse, eine Nachricht geben wollen. Sie haben nur nöthig, sich den Namen „Bona Peretti" zu merken, unter dem Ihre Briefe sicher an mich gelangen werden, wo ich auch weilen mag. Wenn Sie meiner bedürfen, wenden Sie sich an mich und Sie können sicher auf mich zählen."

Wie zur Bekräftigung ihres Versprechens reichte sie ihm zugleich ihre wunderbar geformte Hand, an der ein kostbarer Diamant von unschätzbarem Werthe glänzte. Im nächsten Augenblicke war sie mit einer leichten, graziösen und doch wieder so vornehmen Verbeugung gleich einer Fee in den schattigen Gängen des Parkes verschwunden.

Verwundert blickte ihr der junge Maler nach, der in der That geträumt zu haben glaubte und nur zu geneigt war, die ganze seltsame Erscheinung für ein Märchen, für ein Spiel seiner erhitzten Phantasie zu halten, wenn ihm nicht ein feines Spitzentuch mit einem verschlungenen Namenszug und einer Grafenkrone, das sie auf der Bank zurückgelassen, darüber Gewißheit gegeben hätte, daß er wirklich das Alles erlebt, daß kein Trugbild ihn getäuscht habe.

Er wollte mit dem verlorenen Tuche der Dame nacheilen, um ihr dasselbe wieder zu bringen. Aber, trotzdem sie ihn erst vor wenigen Minuten verlassen hatte, fand er sie nicht mehr. Erst am Ausgange des Parkes glaubte er sie in eine elegante Equipage einsteigen zu sehen, deren Fenster trotz der milden Witterung ganz heruntergelassen waren. Doch er wollte seinen eigenen Augen nicht trauen, da er an dem Wagen das ihm bekannte Wappen des Herrscherhauses und die fürstliche Livree der Dienerschaft bemerkte, sodaß er von Neuem zweifelte, ob er sich nicht getäuscht.

Gleich einem theuern Pfand bewahrte er das noch von ihren Thränen feuchte Spitzentuch, das ihn an die räthselhafte Erscheinung und das seltsamste Abenteuer seines Lebens erinnerte.

6.

Vergebens suchte Bernhard Trost und Zerstreuung bei der Arbeit, da er den Gedanken nicht fassen konnte, fern von Anunziata den nächsten Tag zu verleben. Er kam sich wie ein Verbannter vor, weil er nicht mit ihr wie sonst an dem Lager des kranken Professors wachen, ihr holdes Antlitz sehen, ihre süße Stimme hören durfte.

Während er an der Staffelei saß und an einem neuen Bilde für das internationale Museum malte, weilte sein Geist bei dem geliebten Mädchen, dessen beseligende Nähe er schmerzlich vermißte. Jetzt erst wußte er, wie sehr er sie liebte, daß sie zu seinem Glücke unentbehrlich war.

Von ihr getrennt, schlichen ihm die Stunden bang und traurig hin; verdrossen starrte er auf die leere, ausgespannte Leinwand, und seine gewohnte Thätigkeit ekelte ihn an. Die ganze Welt erschien ihm so grau und einförmig, sein ganzes Leben nichtig und schal, selbst seine Kunst, für die er sonst

begeistert war, vermochte ihn nicht für Anunziata's Abwesenheit zu entschädigen.

Mit Ungeduld erwartete er darum den Abend, wo er den Armendoctor zu sprechen und von ihm Nachricht zu erhalten hoffte. Er beneidete den Freund, dem es vergönnt war, Anunziata zu sehen, mit ihr zu reden, während er selbst auf dies Glück verzichten mußte.

Aber selbst nur von ihr zu hören, mit einem Menschen, der sie kannte, über sie zu sprechen, war für den Liebenden Bedürfniß und Genuß; er hätte mit dem Bettler getauscht, dem sie ein Almosen reichte.

Sobald der Abend dämmerte, schob er mit einer raschen Bewegung die Staffelei zur Seite, um nach der Wohnung des Armendoctors zu eilen, den er jedoch zu seinem größten Verdruß nicht zu Hause fand. Ohne sich aufzuhalten, stürzte er wieder fort, um ihn in dem Minotaurus aufzusuchen, wo, wie er wußte, Börner nach abgethaner Praxis gewöhnlich im Kreise der heitern Freunde zu verweilen pflegte.

Nur mit Widerwillen trat heute Bernhard in die zwanglose Gesellschaft, deren ausgelassener Humor so wenig zu seiner augenblicklichen Stimmung paßte. Er fand die Versammlung, in deren Mitte der Armendoctor saß, in eifriger

Berathung wegen eines Festes, das die jüngern Künstler der Residenz jedes Jahr um diese Zeit veranstalteten, wobei sich besonders die fröhlichen Mitglieder des Minotaurus durch allerlei komische Aufzüge, närrische Vorträge und possenhafte Aufführungen hervorthaten.

Als der junge Maler in die Kneipe kam, waren die Anwesenden soeben mit der Feststellung ihres Programms für die bevorstehende Festlichkeit auf das Angelegentlichste und mit einem Ernste beschäftigt, als ob es sich um die wichtigsten Fragen der Menschheit handelte. Verschiedene Vorschläge wurden gemacht und mit einem Aufwande von Geist debattirt, der einer größern Sache würdig gewesen wäre; aber gerade der Gegensatz, womit der Scherz so ernsthaft, das Kleine so bedeutend genommen wurde, erhöhte nur noch die allgemeine Lustigkeit.

„Du kommst gerade noch zu rechter Zeit", rief ihm der Caricaturzeichner Borchers entgegen, um dein hochweises Votum abzugeben und die dir zuertheilte Rolle in unserer göttlich-höllischen, närrisch-tragischen Komödie zu übernehmen. Die hohen Mitglieder unserer Consulta haben nämlich den Beschluß gefaßt, zum Nutzen und Frommen der sündigen Menschheit ein Aristophanisches Lustspiel mit Musik, Tanz und equilibri-

stischen Künsten aufzuführen, worin alle Thorheiten, Schäden und Gebrechen des Jahrhunderts im Allgemeinen und unserer intelligenten Metropole im Besondern gebührendermaßen gegeiselt werden sollen. Dir ist, deiner ideellen Richtung und Natur entsprechend, die Rolle eines hyperphantastischen, excentrischen Genies mit rosenrothen Tricots und silbernen Fittichen zugedacht, womit du besonders Staat machen kannst."

„Und ich bitte euch", versetzte Bernhard, „mich diesmal zu verschonen, da ich durchaus nicht die nöthige Zeit und Stimmung besitze."

„Dann werden wir dich stimmen", erwiderte der lustige Musikus. „Das laß nur meine Sorge sein. Hoffentlich wird es uns gelingen, deinem in der letzten Zeit etwas eingerosteten Hirnkasten die genügende humoristische Resonanz beizubringen. Das kommt aber davon, wenn man sein Instrument bei der Arbeit vertrocknen läßt und nicht Abend für Abend in unserm Minotaurus mit dem erquicklichen Naß anfeuchtet. Du bist auf dem besten Wege, ein trauriger Philister, ein jammervolles Kamel zu werden."

„Laßt mir meinen Jüngling zufrieden!" meinte der Armendoctor, dem jungen Maler zu Hülfe kommend. „Er leidet an der melancholia felina, auf deutsch an einem

idealen Katzenjammer, und da ist nicht viel mit ihm anzufangen."

„Aber wir haben bestimmt auf ihn gerechnet", entgegnete der Caricaturzeichner. „Der Genius mit den rosenrothen Tricots ist eigens für ihn geschrieben und jetzt besitzen wir keinen Substituten, der ihn vertreten kann."

„Kann nicht Tacitus, der biedere Braun-Schweiger, für ihn einspringen?"

„Wo denkst du hin? Der ist ja nicht im Stande, drei zusammenhängende Worte zu sprechen, und eh' der seinen stummen Mund aufthut, schläft das ganze Publikum selig ein."

„Das ist nicht wahr", entgegnete der stille Maler. „Da hast du statt drei sogar vier zusammenhängende Wörter und den schlagenden Beweis, daß ich meinen Mund zur gehörigen Zeit aufthun kann."

„Es lebe der Braun-Schweiger!" rief der tolle Musiker. „Er wird den Genius zum Entzücken spielen."

„Dann muß aber Bernhard den Herold übernehmen, der so gut wie gar nichts zu thun hat. Du wirst dich doch nicht weigern, wenigstens als Statistiker dich an unserer Aufführung zu Ehren des Minotaurus zu betheiligen."

„Offen gestanden“, erwiderte der Maler, „würde ich am liebsten mich diesmal ganz drücken.“

„Das geht unter keiner Bedingung, das können wir nicht zugeben. Ein solch böses Beispiel darf nicht geduldet werden. Schon der bloße Gedanke grenzt an Hochverrath, der nach dem allgemeinen Landrecht mit dem Tode und dem noch schmerzlichern Verlust der Nationalcocarde bestraft wird.“

„Und was soll aus der Gesellschaft werden?“ fragte der Musikus im pathetischen Tone des höhern Blödsinns, „wenn das Individi-vidi-vidibum, gestützt auf die Kategorie des egoistischen Pessimus mit Verachtung seiner welterlösenden Mission und Hintenansetzung der synthetischen Analyse lediglich den parabolischen Extravaganzen seines genuinen Gedankenprocesses folgt, wenn das Ich in seiner hyperboräischen Lossagung von allen ethischen Verpflichtungen im unausbleiblichen Conflict mit dem Nichtich die sittlich gebotene Association der absoluten Idee mit dem tyrannischen Sein auflöst, wenn der Zenith der höhern Gedankenwelt nicht nur nicht erreicht, sondern mit dem Quadrate der Schnelligkeit auf den Boden der Realität niederfällt und den logischen Zusammenhang des Mikrokosmus mit der Negation vernichtet? Muß dann nicht das Princip der Sittlichkeit und die pantheistische Wesenlosigkeit

die Tangente des Weltenkreises schneiden, die feste Pyramide der reinen Intelligenz auf den Obelisk der ewigen Harmonien niederstürzen und die ganze Menschheit unter ihren Trümmern für immer begraben?"

„Ich bitte dich", rief Bernhard, „höre auf. Es ist nicht zum Aushalten."

„Nicht eher, bevor du nicht feierlich uns Allen gelobt, den dir zugedachten Herold mit dem gehörigen Anstande zu agiren."

„Wenn es nicht anders sein kann, so will ich mich fügen. Sagt mir nur, was ich dabei zu thun habe?"

„Du hast keine weitern Unkosten als einen kurzen Prolog und einen noch kürzern Epilog zu sprechen, und brauchst nicht einmal den Proben beizuwohnen, da du in dem Stücke selbst nicht beschäftigt bist."

Damit erklärte sich Bernhard einverstanden, um den Freunden nicht ungefällig zu erscheinen, obgleich er am liebsten von dem ganzen Feste fortgeblieben wäre, da die letzten Ereignisse seinen Geist ausschließlich in Anspruch nahmen. Aus diesem Grunde kümmerte er sich auch wenig oder gar nicht um den Inhalt des Aristophanischen Lustspiels, mit dessen Aufführung sich die übrigen Mitglieder des Minotaurus

dafür um so eifriger beschäftigten. Auch das sonstige Programm der Gesellschaft vermochte ihm kein besonderes Interesse abzugewinnen, sodaß er nur ganz oberflächlich davon Kenntniß nahm.

Zum ersten male fehlte ihm das Verständniß für den Humor des Minotaurus, für diese übermüthigen Scherze, für die ausgelassene Lust seiner Freunde, sodaß er mit Ungeduld den Aufbruch des Armendoctors erwartete, mit dem er zugleich die Gesellschaft verließ.

„Gute Nachrichten, Jüngling!" versetzte der Arzt auf seine hastige Fragen. Mit dem Professor geht es besser, und ich hoffe, daß er schon in einigen Tagen das Bett verlassen wird."

„Hat er nicht von mir gesprochen?"

„Wenig, aber mit Liebe. Er bedauert seine gestrige Heftigkeit, über die ich ihm den Kopf gewaschen habe."

„Und Anunziata?"

„Hat mir dabei ausgezeichnet secundirt, indem sie deine Verdienste um den Kranken in das hellste Licht stellte. Fast hätte sie durch ihr enthusiastisches Lob die ganze Geschichte wieder verdorben und den Alten stutzig gemacht, wenn ich nicht noch zur rechten Zeit dazwischen getreten wäre."

„Und ich darf den Professor wieder besuchen."

„Ich vermuthe, daß dir weniger darum zu thun ist, den würdigen Vater als die schöne Tochter zu sehen. Damit wirst du dich jedoch noch eine kurze Zeit gedulden müssen, da der Kranke eine überaus feine Witterung besitzt und jedenfalls deine Gegenwart nicht gerade vortheilhaft auf seine Gehirnfasern zu wirken scheint."

„Aber ich begreife nicht, was er gegen mich haben kann. Seit einiger Zeit scheint er mir wie umgewandelt."

„Launen der Krankheit, wenn nicht etwas Schlimmeres dahinter steckt. Ich werde nicht recht klug daraus, aber so weit ich sehen kann, wirst du einen schweren Stand mit dem Alten haben, der die Tochter wie seinen Augapfel behütet. Er sieht mir gar nicht danach aus, den zärtlichen Komödienvater spielen zu wollen, der am Schlusse des Lustspiels die Hände der Liebenden vereint und dazu seinen Segen gratis gibt."

„Wenn ich nur erst Anunziata's Neigung sicher bin, so hoffe ich auch seinen Widerstand mit der Zeit zu besiegen."

„Jedenfalls würde ich dir rathen, mit Vorsicht zu verfahren, und erst die vollständige Genesung des Professors abzuwarten. Ich fürchte, daß du auch dann noch auf Hindernisse stoßen wirst. Wenn ich mich nicht täusche, so ist er

selbst in seine Tochter verliebt, sodaß er in jedem Mann einen Nebenbuhler sieht, auf den er eifersüchtig ist. Bei dem wunderlichen Charakter deines Meisters und den mysteriösen Familienverhältnissen wirst du jedenfalls noch manchen harten Strauß zu bestehen haben, ehe du dein Ziel erreichst."

Die wohlgemeinten Warnungen des Freundes hatten wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten nur den entgegengesetzten Erfolg und bestärkten nur noch Bernhard in seiner Liebe für Anunziata. Mit dem Muthe und der Zuversicht der glücklichen Jugend glaubte er mit Sicherheit alle Hindernisse mit der Zeit zu besiegen und die Einwilligung des jetzt noch widerstrebenden Professors zu erlangen.

Seine Neigung wurde nur ein neuer Sporn für sein künstlerisches Streben, sodaß er in der That die bewunderungswürdigsten Fortschritte in kurzer Zeit machte, trotzdem er jetzt die Anleitung des Meisters entbehren mußte. Mit höherm Eifer arbeitete er außer an seinem Bilde für Fleckel noch an einem großen Gemälde für die nächste Ausstellung, womit er den Preis zu erringen und allgemeines Aufsehen zu erregen hoffte. Jeder gelungene Pinselstrich erschien ihm wie ein großer Schritt, der ihn seinem Ziele näher brachte, da er mit seinem Werke zugleich seine Selbständigkeit zu begründen und

den Widerstand des Professors zu überwinden suchte, der dem ruhmgekrönten Schüler die Hand der Tochter gewiß nicht verweigern konnte.

So vom frühen Morgen bis zum späten Abend unablässig beschäftigt, dabei nur an seine Liebe denkend, nahm Bernhard, nun durch sein Versprechen gezwungen, an dem Feste theil, das an dem dazu bestimmten Tage unter reger Betheiligung der mitwirkenden Künstler und zahlreicher Zuschauer stattfand. Das Gerücht von den bevorstehenden Aufführungen hatte sich in der ganzen Residenz verbreitet und die Erwartung auf das höchste gespannt, sodaß der Andrang dazu ein ungeheuerer war und die zu diesem Zwecke benutzten Räume kaum die Menge der Gäste faßten.

Der riesige Saal war auf das geschmackvollste mit sinnigen Emblemen, mit Kränzen und Fahnen geschmückt; an der einen Seite desselben stand die Bühne, worauf die erwarteten Vorstellungen stattfinden sollten. In den Logen saßen die geladenen Gäste, vorzugsweise die befreundeten Familien und Verwandten der jungen Künstler, auch die Mutter und Schwester Bernhard's mit Klara und ihrer frühern Erzieherin Luise Börner, die unter dem Schutze ihres Bruders, des bekannten Armendoctors, erschienen waren.

Jetzt schmetterten die Trompeten und Paukenwirbel verkündigten den Beginn des Festes; voran schritt Bernhard im gestickten Wappenrock des Herolds, den deutschen Doppeladler auf der Brust, in seinen Händen den vergoldeten Stab seines Amtes schwingend, gefolgt von den ebenfalls in mittelalterlicher Tracht gekleideten Musikern, welche einen feierlichen Marsch erschallen ließen.

Ihnen schlossen sich zunächst die Repräsentanten der Malerei an; da sah man den göttlichen Rafael, von einem schönen, liebenswürdigen Künstler dargestellt, im violetten Sammttalar, die langen, schlichten Locken unter dem kleidsamen Baret, umgeben von seinen Schülern; neben ihm der strenge Michel Angelo, eine würdige Gestalt mit strengen Zügen und dunkelschwarzem Bart. Hinterdrein wandelten der deutsche Albrecht Dürer in pelzverbrämter Schaube und gelocktem Haar, das ihm bis zu den Schultern reichte, Hand in Hand mit dem verwandten Holbein, der prächtige Rubens in reicher niederländischer Kleidung, die Brust mit goldenen Ehrenketten behangen, an seiner Seite der des Meisters würdige Schüler Rembrandt mit hoch gehobener Hand den funkelnden Becher tragend.

Darauf kamen die Bildhauer, der Grieche Phidias in

wallenden Gewändern, mit dem Kopf des olympischen Jupiters, der kühne Benvenuto Cellini, das Schwert an der Seite, Schlägel und Meißel am Arme, der wackere Rothgießer Peter Vischer aus Nürnberg mit rußigem Schurzfell, in der Mitte seiner Söhne und der rüstigen Gesellen, Cyklopen mit aufgeschürzten Armen, mit denen sie die wuchtigen Hämmer schwangen. Unter den nachfolgenden Architekten erblickte man den alten Vitruv, den feinen Palladio, vor Allen aber den Erbauer des erhabenen Münsters von Strasburg, Erwin von Steinbach, der von dem zukünftigen Baumeister Frank, dem Verlobten Emiliens, stattlich repräsentirt wurde.

An den Künstlerzug reihte sich das bunte Gedränge der übrigen Masken, antike Bacchanten, in den Locken grüne Epheukränze, um den Schultern gefleckte Pantherfelle mit Thyrsusstäben und Handtrommeln, Ritter und Knappen, Minnesänger und Jongleurs, bärtige Juden, italienische Banditen, Indianer, ihre Keulen schwingend, dazwischen komische Genrebilder, der deutsche Michel mit ungeheuerer Schlafmütze, der unvermeidliche englische Tourist im gestreiften Rock, mit der schmachtenden, langlockigen Lady an der Seite, Beide mit ungeheuern Skizzenbüchern und Lorgnetten bewaffnet, moderne Kunstkenner, Alterthumsforscher und Kritiker, auf hölzernen

Steckenpferden reitend, bekannte Schriftsteller mit ihren poetischen Misgeburten, politische und unpolitische Caricaturen, Jesuiten Hand in Hand mit pariser Grisetten und emancipirten Frauen, halb in Männertracht und halb in Frauenkleidern.

Das schwirrte und wirrte, jauchzte und jubelte in ausgelassener Lustigkeit, sodaß sich die Zuschauer nach dem römischen Carneval versetzt glaubten. Die Masken grüßten zu den Logen hinauf und riefen Bekannten und Freunden allerlei Scherzreden zu, die in gleicher Weise beantwortet wurden. Die Damen wehten mit ihren Taschentüchern und von allen Seiten regnete es Blumen auf die vorüberziehenden Künstler.

Auch die ernste Klara überließ sich einer sonst nicht gekannten Heiterkeit; ihre Augen glänzten, ihre meist blassen Wangen überzog eine frische Röthe, und ein anmuthiges Lächeln verklärte das mehr geistig interessante und bedeutende als eigentlich schöne Gesicht in dem Augenblicke, wo der junge Maler vor ihr und den Seinigen den Heroldsstab grüßend neigte, zum Zeichen, daß er sie erkannte.

„Bernhard sieht recht stattlich aus“, sagte Emilie, „nur kommt er mir etwas angegriffen vor.“

„Er arbeitet jetzt zu viel“, versetzte die besorgte Mutter.

„Ich glaube, daß er sich über seine Kräfte anstrengt, um das neue Bild bis zur Ausstellung noch zu vollenden.“

„Um so eher ist ihm eine solche Zerstreuung zu gönnen. Das Fest ist wirklich wunderschön und der Zug nimmt sich herrlich aus. Auch Frank als Erwin von Steinbach macht eine prächtige Figur — jetzt bemerkt er uns — er winkt und grüßt zu uns herauf. Und dort kommt der lustige Armendoctor im rothen Scharlachmantel.“

„Wen stellt er denn eigentlich vor?“

„Den berühmten Doctor Theophrastus Bombastus Paracelsus“, erwiderte seine Schwester, „einen großen, genialen Gelehrten und wunderlichen Kauz.“

„Es ist doch eigenthümlich“, bemerkte die sinnige Klara, „daß die Menschen der heutigen Zeit, wenn sie sich über die Prosa des Lebens erheben wollen, erst die Kleider der Vergangenheit tragen müssen, als schämten sie sich ihrer Nüchternheit. Wann wird wieder eine Zeit kommen, wo wir uns in unserer eigenen Gestalt gefallen werden und nicht eine Maske vorzunehmen brauchen, um uns selbst zu genügen?“

„Deswegen“, erwiderte die ältere Freundin, „liebe ich alle solche Feste, wo sich der Geist frei ergeht. Sie zeigen uns, daß die Poesie keineswegs erstorben ist, daß es noch immer

eine frische Jugend gibt, welche im Dienste der Schönheit steht."

„Ich kann es Bernhard nicht verdenken, daß er das Comptoir meines Vaters verlassen hat, obgleich er schwer zu kämpfen hat, um sein Ziel zu erreichen."

„Wie ich glaube, stehst du mit dieser Meinung allein in deiner Familie. Dein Vater kann es ihm noch immer nicht verzeihen, daß er seinem Stande untreu geworden ist."

„Leider", versetzte Klara leise, „herrscht das Vorurtheil in dem Kreise meiner Angehörigen noch zu mächtig, wogegen ich nichts Herrlicheres kenne, als einen Künstler in der vollen Bedeutung des Wortes. Daß Bernhard den Muth hatte, allen lockenden Versuchungen so kühn zu widerstehen, eine glänzende Zukunft der bessern Ueberzeugung zu opfern und dem innern Beruf zu folgen: das stellt ihn so hoch in meinen Augen und macht ihn mir doppelt werth."

„Auch mein Bruder hält viel von Bernhard's Charakter und Talent, obgleich er ihm nicht verschweigt, daß er mit der idealen Kunstrichtung des Jünglings, wie er ihn noch immer im Scherze nennt, nicht gänzlich einverstanden ist."

„O!" erwiderte Klara, „wie ich Bernhard kenne, zweifle ich nicht daran, daß unser Jüngling ein ganzer Mann werden wird."

Die leise geführte Unterhaltung wurde jetzt durch den Eintritt der befreundeten Künstler unterbrochen, welche nach Beendigung des Zuges in die Loge traten, um die Damen begrüßend aufzufordern, mit ihnen in den Saal hinabzugehen und sich das bunte Maskengewühl in der Nähe anzuschauen. Während der Armendoctor die Mutter Bernhard's und seine Schwester begleitete, bot der junge Maler Klara seinen Arm, denen sich der Architekt mit der lebenslustigen Emilie anschloß.

Im freundlichen Gespräche wandelten die Paare durch die festlich geschmückten Räume, umringt von den heitern, bunten Gruppen der verkleideten Künstler, die sich nach Lust und Laune zueinander gesellten. Hier sah man an der Seite einer holden Schönen in moderner Kleidung den hellenischen Phidias, dort den ernsten Michel Angelo angelegentlich einer jungen Dame den Hof machen, während der wackere Peter Vischer aus einem mächtigen Humpen einen kräftigen Zug that, um sich zu stärken.

Antike Bacchanten und mittelalterliche Baugesellen, Juden und Jesuiten, Banditen und Minnesänger saßen in einer Ecke des Saales friedlich an einer langen Tafel beisammen und improvisirten einen gemüthlichen Commers während der Pause, die zwischen dem Aufzug und der noch zu erwartenden Vorstellung stattfand.

Das Ganze gewährte ein ebenso interessantes als belebtes Schauspiel, das die Damen im hohen Grade anzog und ihre Neugierde reizte. Der freie und doch zugleich durchaus anständige Ton, die fremden, oft glänzenden Trachten, welche meist den jugendlich schönen Künstlern prächtig standen, die übermüthige Frische der Versammlung, die witzigen Scherze, welche wie ein Raketenfeuer in der Luft prasselten, gewährten den sonst diesem Kreise fernstehenden Gästen einen hohen und seltenen Genuß.

Griechische Heiterkeit und mittelalterlicher Humor reichten sich hier die Hände und verschmolzen zu einer eigenthümlichen harmonischen Mischung, zu einer wunderbar poetischen Stimmung, welche sich unwillkürlich jedem Einzelnen mittheilte. Es lag etwas Berauschendes, ein zugleich sinnliches und ideales Element in dieser Luft, sodaß das Fest einer Orgie des Geistes, einem Bachanal des Genius glich.

Aus dem Gedränge zogen sich die wandelnden Paare in eine der schön geschmückten Seitennischen zurück, wo sie ungestört miteinander verkehren durften, wenn auch dann und wann bald ein bärtiger Satyrkopf, bald ein keulenschwingender Indianer durch die herabgelassenen Portièren einen Blick hinein that und so an das bunte Maskenleben fortwährend erinnerte.

Während der Armendoctor mit Bernhard's Mutter von der Zukunft des jungen Malers sprach, Emilie den zärtlichen Liebesworten des Architekten lauschte, überließen sich Bernhard und Klara der seltenen Freude eines ungetrübten Wiedersehens.

Wie sie so nebeneinander saßen und mit leidenschaftsloser, doch inniger Zärtlichkeit bald der frohen, gemeinsam verlebten Kinderzeit gedachten, bald die nähern Familienverhältnisse besprachen, gemeinsame Interessen berührten und die lebendigste Theilnahme für einander zeigten, konnte man sie in der That für Geschwister halten, die sich nach langer Trennung wieder gefunden.

Gewiß gibt es kein schöneres Verhältniß, als die oft bezweifelte und doch keineswegs unmögliche Freundschaft zwischen einem jungen Mann und einem gleichalterigen Mädchen, ausgestattet mit allen süßen Reizen und Wonnen der Liebe und doch frei von ihren schmerzlichen Qualen und gefährlichen Verirrungen.

Zwischen Beiden herrschte das innigste Verständniß, das beseligende Gefühl, daß sie unter allen Verhältnissen sicher auf einander rechnen durften, die gegenseitige Ueberzeugung ihres innern Werthes. Die Nähe der sinnigen, verständigen

Klara übte auf Bernhard's aufgeregten Geist einen überaus beruhigenden Einfluß, wogegen seine Begeisterung sie unwillkürlich erwärmte und mit sich fortzog.

Wohl fühlte er, daß er sie nicht wie Anunziata lieben konnte, aber dafür empfand er für sie eine um so höhere Verehrung, die ihre geistige Ueberlegenheit, ihre Bildung und ihr fester Charakter ihm abnöthigten. Wenn ihn Anunziata's Naivetät, ihre Unschuld, ihre wunderbare poetische Schönheit entzückte, so flößte ihm Klara's Gediegenheit, Tüchtigkeit und Willenskraft ein unbedingtes Vertrauen ein; erschien ihm die Eine wie eine exotisch berauschende Blüte voll Duft und Farbenpracht, so erinnerte das bescheidene Wesen der Freundin an das heimische Veilchen mit allen seinen verborgenen holden Reizen.

Selbst die eigenthümliche Umgebung, diese Abgeschiedenheit mitten in dem allgemeinen Jubel, das trauliche Gespräch, in das sich die Töne der ausgelassenen Freude mischten, die gehobene Stimmung des Künstlerfestes trugen dazu bei, ihre Herzen mehr und mehr für einander zu erschließen, das Gefühl innigster Neigung zu befestigen und den Reiz der unerwarteten Begegnung zu erhöhen.

7.

Das laute Zeichen zum Beginn der eigentlichen Festvorstellungen führte die befreundeten Paare in den großen Saal zurück, wo die Damen ihre frühern Plätze in den Logen einnahmen, während die Herren auf die Bühne eilten, um die ihnen zugetheilten Rollen zu übernehmen.

Mit einem kurzen poetischen Prologe begrüßte Bernhard als Herold zuerst die anwesenden Gäste, indem er zugleich auf die nachfolgenden Aufführungen, besonders auf das aristophanische Lustspiel unter dem Titel: „Moderner Schwindel" aufmerksam machte und im voraus um die Nachsicht des Publikums bat.

Ihm folgte der bekannte Caricaturenzeichner Borchers in der Maske des Bänkelsängers mit einem sogenannten Cyklorama der Residenz, ähnlich den oft gesehenen Cykloramen des Rhein und des Mississippi. Auf dem aufgerollten Bilde er-

schienen nach und nach die verschiedenen Straßen, Plätze und öffentlichen Gebäude der Hauptstadt und zwar vorzugsweise die partie honteuse derselben, wozu der Vortragende eine humoristisch-satirische Erklärung lieferte. Bald zeigte er auf eine große schwarze Fläche, womit er die mangelhafte Gasbeleuchtung verspottete, bald geiselte er das schlechte Straßenpflaster durch eine Karavane, die in dem Abgrund bodenlosen Schmuzes vor den Augen der Zuschauer jammervoll versank, bald machte er sich über die Geschmacklosigkeit einiger neuer Bauten und Denkmäler lustig, deren Blößen geschickt mit einigen kühnen Strichen hervorkehrend.

Hier sah man das neu erbaute Rathhaus mit seinem gothischen Thurme in Gestalt einer hohen Schlafmütze, eine Anspielung auf die Thätigkeit oder vielmehr Unthätigkeit des Magistrats, dort die Akademie, deren architektonischer Schmuck aus ineinander geflochtenen Zöpfen bestand, Kirchen, auf deren Kanzeln bekannte Schauspieler predigten, und Theater, auf deren Bühne ebenso renommirte Prediger auftraten, Ministerhotels, aus deren Fenster Füchse und Esel schauten, und gelehrte Institute, die von Nachteulen und Fledermäusen bewohnt wurden.

Was die Illustrationen nur leise andeuteten, das erklärte

der geistreiche Text, der mit einem großen Aufwande von schlagendem Witz, beißender Satire und übermüthigem Humor gewürzt war, sodaß das überaus empfängliche Publikum in die heiterste Stimmung versetzt wurde, wenn auch hier und da ein älterer Herr über solche Ausgelassenheit bedenklich mit dem würdigen Haupte schüttelte und eine oder die andere feine Dame über manchen derben Ausdruck ihre empfindliche Nase rümpfte.

Jede scherzhafte Anspielung auf die vielfach gerügten Uebelstände wurde mit schallendem Gelächter aufgenommen, und der Beifall wollte kein Ende finden, als der Caricaturenzeichner im Geiste seiner Rolle mit einer linkischen Verbeugung sein Cyklorama zusammenrollte und hinter den Coulissen verschwand. Auch die andern komischen Vorträge steigerten nur noch die schon vorhandene Heiterkeit, die in dem darauf folgenden Lustspiel ihren Gipfelpunkt erreichte.

War auch die Handlung an sich dürftig und lose zusammengewürfelt, so wurde dieser Mangel reichlich durch den sprudelnden Witz und die treffende Ironie aufgewogen. Die Scene eröffnete ein Chor von modernen Schwindlern mit einer antiken Parabase im Stil des Aristophanes, welche folgendermaßen lautete:

Preis dem Schwindel, der geschäftig
Sich vom Pol zum Pole schwingt
Und der Menschheit nie gekannte,
Nie geahnte Schätze bringt.

Rheumatismus-Ketten heilend
Um arthrit'sche Glieder schlingt,
Mit des Malz-Extractes Spende
Sterbenden Genesung winkt.

Vielgestaltig, allgewaltig
Wandelt Wasser er in Wein,
Findet in zerstampften Lumpen
Er der Weisheit goldnen Stein.

Zaubernd die papiernen Schätze,
Actien, des Reichthums Schein.
Um des Humbugs Fahne lagernd
Huldigt ihm drum Groß und Klein.

In dem Cabinet der Fürsten
Wird sein kluger Rath begehrt,
Und den schlausten Diplomaten
Hat er manchen Kniff gelehrt.

Auf der Kanzel und im Hörsaal
Kennt man seinen hohen Werth;
Darum Ruhm und Preis dem Schwindel,
Den geheim die Welt verehrt.

Was die Parabase verkündigt, wurde im Verlaufe des Lustspiels dramatisch durchgeführt und dargestellt. Der Held des Stückes war der Typus eines modernen Industrieritters, ein neuer Reinecke des neunzehnten Jahrhunderts, der mit Schlauheit und List alle Gesetze der Moral und Sittlichkeit verspottet und dafür mit Orden und Titeln reich belohnt, zuletzt geadelt wird.

Um diesen Mittelpunkt des Stückes gruppirten sich die verschiedensten Charaktere, Schwindler wie er selbst, oder Thoren und Narren, die sich von ihm prellen ließen. Das Interesse an dem Lustspiel wurde durch einzelne, keck aus dem Leben gegriffene Situationen, besonders aber durch das Hineinziehen allgemein bekannter Vorgänge und Ereignisse noch erhöht.

Wie in den sogenannten französischen Revues sahen auch hier die Zuschauer gleichsam im Spiegelbilde alle auffallenden Erscheinungen und Begebenheiten des ganzen Jahres mit possenhafter Uebertreibung an sich vorüberziehen, bekannte Staatsmänner, reactionäre Kreuzritter, politische Parteiführer, loyale Stellenjäger, schwindelhafte Börsenspeculanten, durch Reclame berühmte Virtuosen, feile Kritiker und Theateragenten, Modehelden und Dandy's, Abenteurer aller Art.

Die Schwächen und Gebrechen der Gesellschaft wurden hier mit schonungslosem Witz bloßgelegt, der Schwindel und die damit verbundene Speculationswuth nach allen Richtungen, im Leben, in der Politik, im Handel und Wandel, in der Liebe und in der Ehe aufgedeckt.

Die feierliche Audienz eines fabelhaften Fürsten, worin das höfische Ceremoniel und Treiben carikirt wurde, bildete den Schluß des ersten Actes, der mit einer komischen Ordensverleihung an alle Verdienstlose endete, wozu der Chor der decorirten Hoflieferanten nach bekannter Melodie folgenden Refrain sang:

Ach wenn Einer wüßt', wie es Einem ist,
Wenn er einen Orden, Orden kriegt
Aus der Hand des Herrn, Kreuzchen oder Stern
Einem in das Knopfloch, Knopfloch fliegt.

Die folgenden Scenen stellten eine nicht minder komische Magistratssitzung vor, worin der hochwohlweise Rath, weniger auf das Beste der Bürgerschaft als seinen eigenen Vortheil bedacht, in gemüthlicher Weise die laufenden Geschäfte erledigte.

In der Mitte des Collegiums saß der Held des Stückes, als Stadtrath mit der goldenen Kette geschmückt, und hielt eine Rede, welche den Magistrat gegen die vielfachen, leider nur

zu begründeten Anklagen und Angriffe scheinbar vertheidigen sollte, aber ihn in Wirklichkeit stärker beschuldigte, als dies die heftigsten Gegner vermocht hätten.

So erklärte der Redner von seinem Standpunkte das Verlangen nach besserer Straßenbeleuchtung für eine himmelschreiende Frechheit, indem er alles Unheil der Welt von der allzu großen Aufklärung herleitete und zugleich zu verstehen gab, daß der Magistrat um so weniger die unverschämte Forderung der Lichtfreunde berücksichtigen dürfe, da die meisten Actien der von allen Seiten angegriffenen Gasanstalt, an deren Spitze er selbst stehe, sich hauptsächlich in seinen Händen oder im Besitz der übrigen Collegen befänden.

Aus demselben Grunde rechtfertigte er den Ankauf verschiedener Grundstücke, die der Redner, wie er zugab, von den frühern Eigenthümern um die Hälfte billiger erstanden, um sie für den doppelten Preis der Stadt zu überlassen, was ihm jedoch gewiß Niemand verdenken könne, da er das ihm vermöge seiner Stellung bekannte Amtsgeheimniß lediglich dazu benutzt habe, um andern Speculanten, die vielleicht noch mehr gefordert hätten, zuvorzukommen; weshalb er eher Lob als Tadel zu verdienen glaubte. Dagegen halte er es für dringend geboten, um das zunehmende Deficit der städtischen

Einnahmen zu decken, der Bürgerschaft eine neue Steuer aufzulegen und zwar eine von ihm dringend empfohlene Verzollung der Luft, da alle übrigen Lebensbedürfnisse bereits mehr als zuträglich ihm belastet schienen.

Alle diese leicht verständlichen Anspielungen auf gewisse Vorfälle und bestimmte, mehr als zweideutige Handlungen der Stadtväter wurden von dem Publikum mit jubelndem Beifall aufgenommen, wozu besonders der Umstand beitrug, daß die Darsteller bald diese, bald jene bekannte Persönlichkeit, darunter auch den reichen Stadtverordneten und Bierbrauer Gerstenkorn mehr oder minder zu copiren suchten.

In dem nächsten Acte erschien der Held im Kreise seiner Familie, darauf bedacht, das Glück der Seinigen als zärtlicher Gatte und Vater durch alle erlaubten und unerlaubten Mittel zu sichern. Seinen Söhnen ertheilte er den väterlichen Rath, mit Verleugnung aller moralischen Grundsätze und besserer Gefühle so viel Geld als möglich zu erwerben, die Welt zu täuschen und keinen noch so krummen Weg zu verschmähen, um eine glänzende Carrière zu machen.

Ebenso zeigte er sich eifrig bemüht, seinen Töchtern möglichst angesehene und reiche Partien zu verschaffen, indem er sie aufforderte, durch den Glanz ihrer Toiletten, durch feine Koketterie

und Zuvorkommenheit, selbst durch List und Schlauheit die geeigneten jungen Männer zu fesseln, während er selbst über seine Vermögensverhältnisse durch auffallenden Luxus und absichtlichen Aufwand ihnen Sand in die Augen zu streuen suchte, sodaß sie und die Welt ihn für reich halten mußten, obgleich sein ganzes Vermögen nur Schein und er in Wahrheit selbst die Haare auf dem Kopfe schuldig war.

Die Art und Weise, wie er endlich einem dieser Freier seine Lieblingstochter aufnöthigte, fand um so größern Applaus, da der ganze Vorgang auf der Bühne mehr oder minder an das keineswegs gänzlich unbekannte Verhältniß des Herrn Jacques mit der gefeierten Melusine erinnerte.

Diese an sich halb verschleierten Andeutungen wären vielleicht spurlos vorübergegangen und höchstens von den Eingeweihten verstanden worden, wenn nicht der Darsteller des geckenhaften, dupirten Bewerbers in Kleidung, Bewegung und Manieren den jungen Bankierssohn auf das täuschendste nachgeahmt hätte.

Der tolle Musiker, welcher diese Rolle gab, schien sich absichtlich die Aufgabe gestellt zu haben, Jacques so treu als nur irgend möglich zu copiren. Er trug denselben weißen Filzhut nach englischer Mode tief in den Nacken gerückt,

ebenso den goldenen Kneifer auf der Nase, dieselbe Frisur und den gleichen carrirten Paletot nach der neuesten Mode; selbst die etwas näselnde Sprache wußte er geschickt nachzuahmen.

Das Publikum fand wie gewöhnlich das größte Gefallen an dem Skandal und freute sich an dem gelungenen Genrebilde der bekannten Stadtfigur; nur eine geringe Zahl der Zuschauer fühlte sich von diesen persönlichen Angriffen verletzt und zurückgestoßen.

Ganz besonders war Bernhard darüber empört, da er keine Ahnung von einer derartigen Verspottung eines nahen Verwandten hatte. Wenn er auch mit seinem Cousin wenig oder gar nicht sympathisirte, so würde er trotzdem eine solche Preisgebung niemals geduldet haben, wenn er darum früher gewußt hätte.

Mit steigendem Unwillen verfolgte er von Scene zu Scene das übermüthige herausfordernde Spiel des tollen Musikers, entrüstet über diese freche, taktlose Verhöhnung. Der Gedanke an seinen Onkel, dem er ungeachtet alles Zwiespalts zu Dank verpflichtet war, und die Gegenwart Klara's, für die er die innigste Freundschaft hegte, vermehrten nur noch das Peinliche seiner Situation.

Mußte nicht die Schwester des beleidigten Jacques ihn auf das tiefste verachten und für einen doppelten Verräther halten? Noch war keine Stunde verflossen, seitdem er mit ihr in der herzlichsten Weise von ihrer Familie gesprochen, ihr seine unveränderte Anhänglichkeit und innigste Freundschaft versichert hatte, während er jetzt in ihren Augen als Mitschuldiger und Theilnehmer an dieser unverzeihlichen Beschimpfung erschien.

Er versetzte sich in die Seele des guten Mädchens und fühlte mit ihr all die Kränkung, Scham und Entrüstung über die unverdiente Beschimpfung, obgleich er daran vollkommen unschuldig war. Im Geiste sah er die Augen aller Zuschauer auf ihre Loge gerichtet, sie selbst, die er so innig verehrte, dem Spott und der Verhöhnung ausgesetzt, ein Gegenstand des öffentlichen Skandals.

Auch an seine Mutter und seine Schwester dachte er, und an die möglichen Folgen, welche der Vorfall für Beide haben konnte. Wenn der Commerzienrath, was doch nicht ausbleiben konnte, diesen Angriff auf sein Haus erfuhr, so ließ sich mit Bestimmtheit voraussehen, daß er jede Rücksicht schwinden lassen und das ohnehin so schwache Band mit der Familie seines verstorbenen Bruders gewaltsam zerreißen werde.

Von Furcht und Zorn, von Empörung und Scham be-

stürmt, tief erbittert und ergrimmt über die Mitglieder des Minotaurus, vor Allem über den Musikus, wollte Bernhard, der während der Aufführung hinter den Coulissen stand, auf die Bühne stürzen, um dem Skandal ein Ende zu machen und laut dagegen zu protestiren, als ihn der Armendoctor, der ihn seit einiger Zeit still aus der Ferne beobachtete, durch sein Dazwischentreten daran hinderte, indem er ihn zurückhielt.

„Ruhig Blut, Jüngling!" sagte der besonnene Freund. „Was willst du thun?"

„Laß mich", versetzte Bernhard, sich losreißend. „Ich darf es nicht länger dulden, daß ein Mitglied meiner Familie, der Bruder Klara's in dieser Weise dem öffentlichen Gelächter preisgegeben wird. Was soll, was wird sie von mir denken?"

„Es ist eine fatale Geschichte, und hätte ich darum früher gewußt, so hätte ich dem Musikus das Handwerk schon gelegt. Aber wer konnte ahnen, daß er einen solchen Streich uns spielen würde. Ich kann mich ganz in deine Lage versetzen und bin gerade so empört wie du über den dummen Spaß."

„Wenigstens soll Klara erfahren, daß ich unschuldig bin."

„Das wird an der Sache selbst nichts ändern, sondern den Skandal nur noch ärger machen und das ganze Fest stören."

„Der freche Bursche soll mir Rechenschaft geben.“

„Ich bitte und beschwöre dich, Vernunft anzunehmen. Wozu soll das führen, wenn du jetzt dazwischen trittst, wo es bereits zu spät ist. Kannst du damit die Beschimpfung ungeschehen machen? Ich fürchte im Gegentheil, daß die Blamage dadurch nur um so größer wird. Du kannst nicht den Fortgang der Vorstellung verhindern, ohne einen allgemeinen Aufruhr, einen Streit hervorzurufen, dessen Folgen sich für dich und uns Alle nicht abmessen lassen. So gerecht ich auch deinen Zorn finde, so bleibt dir doch in diesem Falle nichts übrig, als das Ende des Stückes abzuwarten. Was du dann thun willst, bleibt deinem Ermessen überlassen, und ich stehe dir dafür, daß dir und den Deinigen die gebührende Genugthuung werden soll.“

„Du hast recht, aber wenigstens kann mich keine Macht der Erde zwingen, den Epilog zu sprechen. Ich will mit der ganzen Aufführung nichts mehr zu thun haben.“

„Das kann ich dir nicht verdenken, und ich würde an deiner Stelle ebenso handeln“, entgegnete der Armendoctor, der die Entrüstung seines Freundes theilte.

Sobald der Vorhang fiel, eilte Bernhard in die Loge der Frauen, ohne sich weiter um seine Rolle zu kümmern, um sich

vor Klara zu entschuldigen und vor jedem Verdacht zu reinigen. Er traf sie nicht mehr, da sie, wie seine Mutter ihm bekümmert mittheilte, sich vor dem Ende der Vorstellung mit ihrer ältern Begleiterin entfernt hatte, um nicht länger die Verspottung ihres Bruders mit anzusehen.

„Sie hält mich für schuldig", sagte der junge Maler unwillig, „und zürnt mir gewiß; aber der schändliche Bube, der das ganze Unheil angerichtet hat, soll dafür büßen. Ich werde Klara und mich an ihm rächen."

„Bernhard!" bat die erschrockene Mutter. „Wenn du mich liebst, wirst du auf jeden Schritt verzichten, der das Uebel nur noch ärger machen dürfte. Versprich mir, dich vorläufig ruhig zu verhalten und wenigstens bis morgen zu warten. Ich lasse dich unter keiner Bedingung wieder auf die Bühne zurückkehren."

„Was wird der Onkel zu dieser Gemeinheit sagen? Ich fürchte, daß er dir und Emilie meine Unbesonnenheit schwer entgelten lassen wird. Jedenfalls will ich so früh als möglich zu ihm gehen, um ihn über den wahren Sachverhalt aufzuklären."

„Ich kann nur deinen Entschluß billigen, obgleich ich mir kaum einen großen Erfolg davon verspreche. Wie ich deinen

Onkel kenne, wird er dir nicht so leicht deine Mitwirkung in dem Lustspiel verzeihen, selbst wenn es dir gelingen sollte, deine Unschuld nachzuweisen."

„Und ich allein habe das ganze Unglück durch meinen sträflichen Leichtsinn verschuldet", klagte Bernhard.

„Es wäre allerdings besser gewesen, wenn du von dem Inhalt des Stückes zuvor Kenntniß genommen hättest. Ich kann dir jedoch daraus keinen Vorwurf machen. Was auch der Onkel thun und beschließen mag, so wollen wir unser Geschick mit Würde tragen. Ich weiß, daß du nicht mit Absicht ihn beleidigen wolltest, und das genügt mir."

In dieser Weise suchte die gute Mutter den aufgeregten Sohn zu beruhigen, obgleich sie selbst nicht ohne Grund von schweren Befürchtungen für die eigene Zukunft erfüllt war, da sie von dem Commerzienrath nach solchen Vorfällen keine Schonung erwarten durfte.

Unterdessen herrschte auf der Bühne und besonders unter den Mitgliedern des Minotaurus die größte Verwirrung, da Bernhard, der den Epilog sprechen sollte, erst jetzt vermißt wurde. Der Armendoctor verschwieg nicht den Grund, warum der tief verletzte Freund sich entfernt und seiner Pflicht entzogen hatte. Die Mehrzahl der jungen Leute erkannte erst

jetzt ihre Unbesonnenheit und wendete sich mit heftigen Vorwürfen gegen den übermüthigen Musikus, der ohne Wissen und gegen den Willen der Andern die Person des nur zu gut bekannten Jacques copirt und auf die Bühne gebracht hatte.

In aller Eile begaben sich die Festordner nach der Loge, um Bernhard zu bewegen, den kurzen Epilog zu sprechen, was er jedoch entschieden zurückwies.

„Nimmermehr!“ rief er empört. „Ich will nichts mehr mit euch zu thun haben und sage mich für immer von dieser Gesellschaft los.“

So endete das heitere Fest mit einem schreienden Misklang, mit einer tiefen innern Verstimmung der zunächst Betheiligten.

Nach einer unruhigen, fast schlaflosen Nacht ging Bernhard am nächsten Morgen nach der Wohnung des Commerzienraths, um ihn über die verletzenden Ereignisse aufzuklären und den Verdacht jeder Theilnahme an denselben von sich abzuwälzen. So sehr er aber sich beeilte, so war ihm doch das Gerücht über die gestrigen Vorfälle mit den gewöhnlichen Uebertreibungen zuvorgekommen.

Die beiden jüngern Commis des Hauses waren auf dem Künstlerfest zugegen gewesen und hatten nicht verfehlt, dem

alten geschwätzigen Buchhalter sogleich Mittheilungen zu machen, über die der pedantische Herr ganz empört die Hände über den Kopf zusammenschlug.

„Das ist unerhört“, rief er voll moralischer Entrüstung. „Aber von einem Menschen, der statt ein solider Kaufmann ein leichtfertiger Künstler geworden ist, darf man jedes Verbrechen erwarten. Ich halte es für meine heiligste Pflicht, so schmerzlich es mir auch fällt, den Principal von dem furchtbaren, unverantwortlichen Attentat auf die Ehre unsers Hauses zu benachrichtigen.“

Natürlich gerieth der Commerzienrath, als er beim Frühstück die Verspottung seines einzigen Sohnes aus dem Munde des alten Buchhalters erfuhr, in die größte Wuth, die noch durch den Umstand gesteigert wurde, daß sein eigener Neffe nach der Aussage der beiden Commis nicht nur dazu die Hand geboten, sondern als eigentlicher Urheber und Verfasser des unglücklichen Lustspiels ihm bezeichnet wurde.

„Eine solche Undankbarkeit“, rief er, „ist wirklich unerhört. Das ist der Lohn für alle meine Wohlthaten, die ich an dem elenden Farbenkleckser und meiner hochmüthigen Schwägerin verschwendet habe. Aber die saubere Sippschaft soll mich kennen lernen.“

„Aber, lieber Vater“, beschwichtigte Klara den gereizten Bankier. „Ich bin fest überzeugt, daß Bernhard ganz unschuldig an der fatalen Geschichte ist. Er hat gewiß nicht die entfernteste Absicht gehabt, Jacques oder gar dich selbst zu beleidigen.“

„Du wagst noch den Buben zu vertheidigen! Am Ende hat es dir noch Vergnügen gemacht, der Verspottung deines Bruders, der Beschimpfung deiner Familie beizuwohnen!“

„Daß dies nicht der Fall war“, erwiderte sie ruhig, „habe ich wol am besten dadurch bewiesen, daß ich sogleich das Fest verlassen habe. Trotzdem kann ich nicht glauben, daß Bernhard irgend einen Antheil an dem Vorfall hatte, der ihn gewiß ebenso sehr und vielleicht noch mehr als mich verletzte.“

„Und das willst du mir weismachen? Du mußt mich wirklich für sehr einfältig halten. Hat der Mensch nicht den Prolog zu dem Lustspiel gesprochen, und ist er nicht Mitglied dieser liederlichen Gesellschaft, welche wegen ihrer frechen Witze von der Polizei aufgehoben und nach Verdienst bestraft werden müßte? Treibt er sich nicht Nacht für Nacht in der Kneipe mit dem Auswurf der Menschheit, mit den erbärmlichsten Hungerleidern herum, die keinen ganzen Rock auf

dem Leibe haben und darum jeden anständigen Menschen anfallen?"

„Soviel ich weiß, befinden sich in dieser Gesellschaft, welche auch Bernhard von Zeit zu Zeit besucht, Männer von Geist und hoher Bildung, wie der Doctor Börner, der als Mensch und Arzt die größte Achtung genießt. Wenn einzelne Mitglieder derselben im jugendlichen Uebermuthe gefehlt haben, so kann weder Bernhard noch der Doctor dafür. Wie ich Beide kenne, haben sie sicher keine Ahnung von diesem Ausfall auf Jacques gehabt, den sie entschieden misbilligen."

Wie dies jedoch gewöhnlich bei solchen Fällen zu geschehen pflegt, trug die muthige Vertheidigung der Tochter dazu bei, den Zorn des Commerzienrathes zur höchsten Wuth zu treiben, da der eitle Mann nicht den geringsten Widerspruch vertragen konnte.

Aus Rücksicht auf die leidende Mutter, die wiederholt ihr zuwinkte, schwieg Klara, um einen heftigen Auftritt zu vermeiden, obgleich sie von der Unschuld ihres Cousins vollkommen überzeugt war. Aber sie vermochte nicht länger die harten und ungerechten Beschuldigungen des Vaters gegen ihren Jugendfreund und Verwandten mit anzuhören, weshalb sie es vorzog, sich mit ihrer Mutter zu entfernen, indem sie im

Stillen hoffte, daß es Bernhard gelingen werde, sich vor dem Commerzienrath zu rechtfertigen und dessen Zorn zu besänftigen.

In höchst gereizter Stimmung blieb der Bankier allein zurück, um so ärgerlicher, da er jetzt Niemand hatte, an dem er seine Wuth auslassen konnte. Gewiß konnte der junge Maler zu keiner unglücklichern Stunde kommen, als in diesem Augenblick, wo die Erbitterung seines Onkels den höchsten Grad erreicht hatte.

Seinen freundlichen, wenn auch etwas befangenen Gruß erwiderte der Bankier mit einer hochmüthigen, zurückstoßenden, abwehrenden Bewegung, und als Bernhard zwar verlegen, aber offen seine Entschuldigungen vorbringen wollte, unterbrach er ihn im rohesten Tone, Beleidigung auf Beleidigung häufend.

„Den Gang“, sagte er mit feindlichen Blicken, „hättest du dir sparen können. Du würdest mir und dir einen Gefallen damit gethan haben, wenn du mich mit deinem Besuche verschont hättest. Wir Beide haben nichts mehr mit einander zu schaffen.“

„Ich wollte mich vor Ihnen rechtfertigen und Ihnen mein Bedauern über einen Vorfall mittheilen, der mich auf das tiefste schmerzt. Ich kann Ihnen mein Wort geben, daß ich nicht den geringsten Antheil an dieser Beleidigung meines

Cousins habe. Hätte ich früher darum gewußt, so würde ich nicht nur meine Mitwirkung an dem Lustspiel verweigert, sondern sogar Alles aufgewendet haben, um die Aufführung zu verhindern."

„Denkst du denn", lachte höhnisch der Commerzienrath, „daß ich ein Narr bin, der auf solche Redensarten etwas gibt. Ich weiß, woran ich mich zu halten habe und kenne dich durch und durch. Du bist eine Schlange, die ich an meinem Busen genährt und groß gezogen habe, und zum Dank vergiftest du mein Leben, beschimpfst du die Ehre meiner Familie."

„Aber ich versichere Ihnen, daß ich auch nicht das Geringste wußte."

„Bemühe dich nicht weiter! Ich bin von Allem hinlänglich unterrichtet. Natürlich bist du viel zu klug, um dir nicht den Rücken zu decken. Du selbst hast dich schlau genug im Hintergrunde gehalten und nur deine liebenswürdigen Freunde vorgeschoben. Ich mache dir mein Compliment, da ich dir eine solche Durchtriebenheit nicht zugetraut hätte."

„Wie können Sie das glauben", versetzte Bernhard, seinen beleidigten Stolz niederkämpfend. „Welche Motive sollte ich dabei gehabt, welche Gründe mich bestimmt haben, um meinen Cousin in dieser Weise anzugreifen?"

„Was kümmern mich deine Gründe? Aber so fein du auch bist, so durchschaue ich dich. Von jeher hast du und deine Familie uns beneidet, weil der Himmel mein Haus gesegnet hat, während dein Vater auf keinen grünen Zweig gekommen ist. Da steckt der Haken, ihr gönnt mir nicht mein Glück, und wo ihr könnt, sucht ihr mir und Jacques zu schaden, der besonders dir verhaßt ist. Als Kinder schon habt ihr ihn herabgesetzt und ihn bei jeder Gelegenheit es entgelten lassen, daß er besser situirt war als ihr. Das ist immer so, daß der Arme den Reichen haßt, und auch du machst keine Ausnahme, obgleich ich einen so himmelschreienden Undank nicht von dir verdient habe."

„Sie thun mir Unrecht, das schwerste Unrecht, wenn Sie mir eine so gemeine Gesinnung unterschieben", entgegnete der junge Maler, nur mit Mühe an sich haltend.

„O!" fuhr der Bankier fort, „ich bin schon daran gewöhnt, von euch nur Unangenehmes zu erfahren. Hat es denn dein Vater, dem ich stets mit brüderlicher Liebe beigesprungen bin, besser gemacht? Wo er nur konnte, hat er mich gekränkt und meine besten Absichten verdächtigt, und deine Mutter heuchelt eine Ergebenheit und Anhänglichkeit, die sie nicht fühlt, weil sie meine Unterstützung nicht entbehren kann."

„Das ist zu viel, bei Gott, das ist zu viel", rief Bernhard entrüstet. „Ich kann jede gegen mich gerichtete Beleidigung ertragen, aber meine Aeltern, das Andenken an meinen verstorbenen Vater darf ich nicht beschimpfen lassen."

„Was ich gesagt, ist nur die Wahrheit. Ich unterstütze deine Familie, und zum Dank tastet sie die Ehre meines Hauses an."

„Ich werde dafür sorgen, daß die Meinigen Ihnen nicht länger zur Last fallen sollen. Verwünscht jeder Pfennig, den sie noch ferner aus Ihren Händen empfangen. Unter solchen Verhältnissen verwandelt sich die Wohlthat in einen Fluch."

„Um so besser!" entgegnete der Bankier ironisch. „Ich will deiner Mutter nicht länger meine Unterstützung aufdrängen, da sie einen Sohn besitzt, der sich in der glücklichen Lage befindet, für sie in so glänzender Weise zu sorgen. Von heute ab hören alle meine Verpflichtungen auf. Wir sind somit geschiedene Leute."

Mit diesen harten Worten kehrte der Commerzienrath seinem Neffen den Rücken, der tief erbittert und gekränkt sich ohne Gruß entfernte, da er von der Unversöhnlichkeit des Onkels jetzt überzeugt war.

8.

Obgleich Bernhard nur im Recht gegen den Bankier zu sein glaubte, so bedauerte er doch bei ruhiger Ueberlegung, daß er sich von seiner Hitze habe hinreißen lassen. Er fühlte, daß er zu weit gegangen war, besonders fiel es ihm schwer aufs Herz, daß er das Schicksal der Seinigen auf das Spiel gesetzt und seine Mutter der nothwendigen Hülfe beraubt hatte.

Eine schwere Verantwortung ruhte jetzt auf ihm: die Pflicht, für seine Familie zu sorgen, da er allein die Schuld an Allem trug. Dieser Gedanke beschäftigte ihn zunächst, als er das Zimmer seines erzürnten Onkels verließ, mit dem er für immer gebrochen.

Zu der Sorge um die dunkle Zukunft gesellte sich noch die Erinnerung an die Vergangenheit. Jeder Winkel, jede Ecke des großen, prachtvollen Hauses mahnte ihn an seine Jugend, an so manche hier verlebte Stunde.

Jetzt war das letzte Band, das ihn an die Familie seines verstorbenen Vaters fesselte, zerrissen, und wenn auch diese Verbindung niemals eine besonders innige gewesen, so übte doch auch auf ihn die Gewohnheit und die Macht des Blutes ihren nicht wegzuleugnenden Einfluß aus.

Er war sich bewußt, daß er stets eine treue Anhänglichkeit an dem Hause seines Oheims bewiesen, daß er in ihm trotz mancher Fehler und Schwächen den Bruder seines verstorbenen Vaters verehrt, ihn als den Wohlthäter seiner Familie geachtet hatte — und nun stand er ihm als ein Fremder, ja wie ein Feind dem Feinde gegenüber.

Besonders aber schmerzte ihn die Trennung von Klara, die ihm stets und unter allen Verhältnissen eine treue Freundin war. Er wollte nicht das Haus verlassen, ohne sie gesehen, ohne ihr gesagt zu haben, daß er ihrer stets in Liebe gedenken werde. Auch von der gütigen, wenn auch indifferenten Tante hätte er noch gern Abschied genommen, aber er wagte nicht nach dem eben stattgefundenen Auftritt sie oder seine Cousine aufzusuchen.

Während er so schwankend zögerte, das Haus seines Onkels wahrscheinlich für immer zu verlassen, legte sich leise eine zarte, aber feste Hand auf seine Schultern.

„Klara“, rief er sichtlich erfreut, „du zürnest mir nicht, du hast mir vergeben?“

„Ich habe dich nie für schuldig gehalten, da ich ja weiß, daß du keiner schlechten Handlung, keiner Gemeinheit fähig bist“, entgegnete sie ruhig und ernst.

„Gott segne dich für dein Vertrauen“, rief er tief gerührt. „Ich werde dir niemals deine Worte vergessen.“

„Und doch wollte ich, daß du vorsichtiger gehandelt hättest. Wenn auch nicht mit Absicht, so hast du doch durch deine Unbedachtsamkeit meinen Vater schwer gekränkt. Ich fürchte, daß er dir nicht so leicht verzeihen wird.“

„Er hat mich in einer Weise behandelt, daß ich wol niemals wieder in euer Haus kommen kann.“

„Vergiß nicht, daß er dein Onkel, der Bruder deines verstorbenen Vaters ist, daß er schwer beleidigt wurde.“

„Ich habe daran und auch an dich gedacht, aber es gibt Beschimpfungen, die sich kein Mann von Ehre bieten lassen darf, selbst nicht von seinen nächsten Verwandten.“

„Was er auch dir gesagt oder gethan haben mag, so mußtest du es dulden, da du in seinen Augen eine große Schuld an den gestrigen Vorfällen trägst.“

„Ich habe Alles versucht, um ihm diesen unglücklichen

Glauben zu benehmen, aber statt meine Rechtfertigung anzuhören, hat er mich mit den empfindlichsten Vorwürfen überhäuft, bis auch ich mich zu einer Entgegnung hinreißen ließ, die ich jetzt bei ruhigem Blute aufrichtig bedauere."

„Das war nicht recht von dir", versetzte Klara streng. „Du kennst ja den Vater und weißt, daß er in seinem Zorn nicht den geringsten Widerspruch verträgt. Du hättest seine Empfindlichkeit schonen müssen und ihn nicht noch mehr reizen dürfen."

„Du weißt nicht, was er mir geboten hat, bis endlich auch meine Geduld erschöpft wurde."

„Und nun hast du statt ihn zu versöhnen, ihn nur noch mehr aufgebracht", erwiderte sie traurig.

„Danach konnte, durfte ich nicht anders handeln, so sehr mich auch der unheilbare Bruch bekümmert, so tief ich auch die unausbleiblichen Folgen dieses unglücklichen Ereignisses bedauere. Am meisten schmerzt es mich, daß auch du mich verdammst, daß ich deine Achtung, deine Freundschaft verloren habe."

„Nein, Bernhard!" erwiderte sie. „So leicht ändern sich nicht meine Gesinnungen. Ich höre darum nicht auf deine Freundin zu sein, wenn dir auch mein Vater zürnt. Nur

das Eine will und muß ich von dir wissen, ob du um die Verspottung meines Bruders gewußt hast?"

„So wahr mir Gott helfe, ich hatte keine Ahnung von dieser Schändlichkeit, so wenig ich den Inhalt des Lustspiels kannte."

„Dann ist Alles gut", versetzte Klara zu ihm emporblickend. „Ich glaube dir, denn du kannst nicht lügen. Du hast eine schwere Last mir von meinem Herzen genommen. Auch mein letzter Zweifel ist geschwunden, und da ich jetzt weiß, daß ich dir vertrauen darf, wie du mir vertraust, so wollen wir treu zusammenstehen und unsere Freundschaft soll nie wanken, mag sich auch ereignen, was da will."

„O! du bist der gute Engel dieses Hauses, mein guter Engel", sagte Bernhard, ihre Hand erfassend, die sie ihm willig überließ.

So standen sie innig vereint und fest verbunden, ein Bild der wahren Freundschaft, der unbedingten Treue und selbstlosen Hingebung, die, auf gegenseitiges Vertrauen gegründet, durch nichts erschüttert werden kann. Während Bernhard in das liebe, gute Gesicht Klara's schaute, fühlte er eine nie gekannte Zuversicht, einen an Seligkeit grenzenden Frieden, frei von jeder Leidenschaft, jeder innern Aufregung.

Ihr klares Auge leuchtete ihm wie ein heller Stern am nächtigen Himmel, der dem verirrten Wanderer Trost und Beruhigung bringt, und ihre bloße Nähe reichte hin, um alle Sorgen, alle Befürchtungen für die Zukunft zu verscheuchen.

Aber auch sie schmiegte sich keusch und zärtlich an ihn, wie die treue Schwester an den geliebten Bruder, in dessen männlichen Schutz sie sich wohl und sicher fühlt, ohne Bangen, ohne Scheu, ohne jegliche Befangenheit, welche sonst die nahe Berührung eines Mannes in dem Herzen der züchtigen Jungfrau hervorruft.

Beide empfanden in diesem Augenblick das Glück der reinsten Liebe, von keinem irdischen Verlangen getrübt, jene schuldlose Seligkeit, die sonst nur der Himmel zu gewähren vermag, eine Ahnung von den keuschen Freuden des verlorenen Paradieses.

„Wir bleiben Freunde", flüsterte Klara, ihre Hand ihm leise entziehend.

„Bis zum Tod", versetzte Bernhard. „Du kannst auf mich zählen, wie ich auf dich."

„Jetzt aber", bat sie, „mußt du mich verlassen, da ich den Vater nicht noch mehr aufbringen will."

„Ich habe dir noch so viel zu sagen", versetzte er, im

Begriff, ihr das Geheimniß seiner Liebe für Anunziata anzuvertrauen.

„Ich darf nicht länger bei dir weilen; wenn er uns beisammen finden würde, so hätte ich nur neuen Verdruß, ohne dir zu nützen. Ich hoffe noch immer, wenn der Vater erst ruhiger geworden ist, ihn versöhnlicher zu stimmen."

„Ich zweifle, daß es dir gelingen wird, da wir zu hart aneinander gerathen sind."

„Solange Jacques noch auf Reisen ist, halte ich es für möglich, den Streit gütlich beizulegen. Er kommt erst in sechs Wochen von seiner Hochzeitsreise zurück, und bis dahin ist der Zorn des Vaters wol verraucht. Jedenfalls will ich noch einen Versuch machen, sobald mir der geeignete Zeitpunkt gekommen scheint. Ich werde dir von dem Erfolge Nachricht geben; hoffentlich sehen wir uns nächstens wieder."

„Du vergißt, daß dein Vater mir sein Haus so gut wie verboten, jede Verbindung mit meiner Familie abgebrochen hat."

„Das ist freilich schlimm, aber er kann mich nicht hindern, meine Erzieherin, die gute Luise, zu besuchen, mit deren Bruder ja auch du befreundet bist. Durch sie sollst du

stets von mir hören und Alles erfahren, was dich interessiren kann. Verlasse dich auf mich!"

„Ich vertraue dir von ganzer Seele. Ich weiß ja, daß ich keine bessere Freundin auf der ganzen Welt besitze als dich!"

„Daran halte fest in allen Lagen deines Lebens, sowie ich unbedingt an dich glaube", versetzte sie fast feierlich. „Wir Beide wollen treu einander beistehen, und keine Macht der Erde soll und kann uns trennen."

Getröstet und aufgerichtet nahm der junge Maler von Klara Abschied; mehr als je von dem hohen Werthe des herrlichen Mädchens erfüllt, voll Verehrung für ihren ausgezeichneten Charakter, der sich von Neuem ihm bewährt hatte.

Mit frischem Muthe und freudiger Zuversicht trat Bernhard den Heimweg an, wenn auch der schweren Pflicht bewußt, die er jetzt auf sich genommen hatte. Nur der Anblick der Mutter, die ihm mit gespannter Erwartung entgegentrat, erinnerte ihn an die bittere Kränkung von seiten des Banquiers und an die ihm obliegende Sorge für die Seinigen.

Offen erzählte er den eben erlebten Empfang im Hause des erzürnten Onkels, indem er zugleich sich selbst anklagte, durch seine Hitze den Verlust ihrer Pension herbeigeführt zu haben.

„Kannst du mir verzeihen", sagte er, „daß ich so rücksichtlos gehandelt und vielleicht aus übertriebener Empfindlichkeit dich deiner einzigen Stütze beraubt habe?"

„Du hast nur recht gethan", versetzte die würdige Matrone, „obgleich mir der Gedanke schmerzlich ist, daß du dich mit dem Onkel überworfen hast, und er uns für undankbar halten muß. Seine Wohlthaten können und müssen wir entbehren."

„Ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht, um dich für den Ausfall zu entschädigen. Meine Bilder werden mir besser als früher bezahlt, und es fehlt mir nicht an Bestellungen, sodaß ich wol hoffen darf, daß weder du noch Emilie darunter leiden werden. Ich bin dem Onkel gewissermaßen verpflichtet, daß er mir die Gelegenheit gegeben hat, euch meine Liebe zu beweisen."

„Wir wollen uns schon einrichten und gemeinschaftlich arbeiten. Das Brot, das man sich selbst erwirbt, schmeckt auch am besten."

„Nein, nein!" entgegnete Bernhard. „Du mußt dich schonen und mir allein die Sorge für die Zukunft überlassen. Ich fordere nur mein Recht als Mann und Familienhaupt. Der Gedanke macht mich ganz stolz und glücklich,

daß ich jetzt im Stande bin, die mir gebrachten Opfer zu vergelten."

„Aber ich kann es nicht zugeben, daß du dir eine so schwere Last aufbürdest" erwiderte die würdige Matrone. „Der Künstler vor Allen bedarf der Freiheit und Unabhängigkeit, wenn er nicht untergehen soll. Die Sorge um die Existenz lähmt seinen Geist und drückt das Talent zu Boden."

„Ich glaube gerade umgekehrt, daß seine Kraft im Kampfe erstarkt. Stets war und ist die Noth die Mutter großer Thaten; sie sitzt an der Wiege des Genius und verleiht ihm Muth und Ausdauer, um mit dem Schicksal zu ringen und den Preis des Sieges zu gewinnen."

„Doch wie viele bedeutende Männer, wie manches schöne Talent ist dabei zu Grunde gegangen. Du weißt noch nicht, was es heißt, das tägliche Brot im Schweiße seines Angesichts verdienen, unter Mangel und Entbehrungen arbeiten zu müssen, vom Kummer beschwert das Joch des geistigen Tagelöhners schleppen. Du bist noch zu jung und unerfahren, um all die Kränkungen und Erniedrigungen, denen uns die Armuth aussetzt, zu kennen."

„Sei nur unbesorgt", erwiderte er muthig. „Die letzten Ereignisse haben mich wunderbar schnell gereift. Ich bin in

einer Nacht ein Mann geworden. Hinter mir liegen die Thorheiten und Zerstreuungen meiner Jugend, mit denen ich für immer gebrochen habe. Ich kenne meine Pflicht und verschweige mir keineswegs die Schwierigkeit meiner jetzigen Lage. Aber ich weiß auch, daß ein energischer Wille alle Hindernisse zu besiegen vermag. Die Liebe zu dir wird mir die nöthige Kraft verleihen, alle meine Verpflichtungen zu erfüllen, ohne meine künstlerische Laufbahn aufzuhalten. Ich kann es nicht glauben, daß mein Talent darunter leiden sollte, wenn ich es dazu benutze, dir ein sorgenloses Alter zu bereiten. Der Segen meiner Mutter wird mir Glück bringen und meiner Kunst erst die rechte Weihe ertheilen."

„Das gebe Gott; er lasse alle deine guten Entschlüsse und alle meine Wünsche für dein Wohl in Erfüllung gehen!" rief die Mutter tief bewegt, indem sie zärtlich ihren Sohn umarmte und unter Thränen küßte.

Von Neuem bewährte sich an Beiden die Macht der Liebe, welche das Schwerste leicht macht und selbst im Misgeschick einen Quell der Erhebung und Begeisterung finden läßt, gerade wie die Sterne am hellsten in der dunkeln Nacht dem verirrten Wanderer leuchten.

Die Hoffnung, Alles sich selbst und der eigenen Kraft

zu verdanken, den Seinigen eine Stütze zu bieten und wenn auch keine glänzende, doch wenigstens eine behagliche Existenz zu verschaffen, das Gefühl künftiger Unabhängigkeit und die mögliche Aussicht, die lästigen Unterstützungen des geldstolzen Onkels fortan entbehren zu können, erfüllten Bernhard mit einem gewissen Stolz, den seine Mutter und Schwester mit ihm theilten.

Statt der anfänglichen Niedergeschlagenheit herrschte bald wieder jene sorglose Heiterkeit und innere Zufriedenheit, welche das Erbtheil dieser liebenswürdigen Familie schien und sie alle drohenden Verluste vergessen ließ. Besonders gefiel sich Bernhard seinem sanguinisch enthusiastischen Charakter gemäß in der neuen Rolle des Beschützers und Familienhauptes, während die fröhliche Emilie mit naivem Respect zu dem Bruder aufblickte, der ihr plötzlich ganz verändert vorkam und sie unwillkürlich an das Bild ihres verstorbenen Vaters erinnerte. Auch die würdige Matrone überließ sich trotz mancher begründeten Bedenken, die sie nicht gänzlich abzuweisen vermochte, jener reinen Freude, welche nur das Mutterherz empfindet, wenn es seinen einzigen und höchsten Lohn in der Liebe wohlgerathener Kinder findet. Sie fühlte sich in diesem Augenblick so glücklich und reich, daß sie keinen Krösus, am wenigsten

aber ihren Schwager, den Commerzienrath, um sein großes Vermögen beneidete. Aber leider gibt es in dieser Welt kein ungetrübtes, dauerndes Glück und auch auf dies freudige Bild des innigsten Familienlebens fiel bald wieder ein leiser Schatten, der einigermaßen die schöne Harmonie zu zerstören drohte.

Diesmal war der Störenfried ein sonst gern gesehener Gast, der Verlobte Emiliens, der die gehobene Stimmung und allgemeine Begeisterung keineswegs zu theilen schien, als er die Ursache derselben erfuhr. Im Gegensatz zu dem enthusiastischen Bernhard besaß Frank, der lebenskluge Architekt, eine durchaus praktische, nichts weniger als ideelle Lebensanschauung.

Wenn auch vorzugsweise ein Verstandesmensch, so war er doch nicht frei von Leidenschaften, in die sich unwillkürlich eine gewisse Berechnung mischte, wodurch sie jedoch eher an Kraft und Energie gewannen, als verloren. Selbst an seiner Liebe für Emilie hatte die Speculation ihren Antheil, sodaß ihn nicht minder wie die Anmuth und die häuslichen Tugenden des holden Mädchens, die er wol zu schätzen wußte, die Aussicht auf die Protection und die Unterstützung des vermögenden Onkels reizte, von dem er die nöthige Hülfe, wo nicht gar eine ansehnliche Mitgift erwartete.

Von Jugend auf mit Entbehrungen und Mangel kämpfend, ehrgeizig, genußsüchtig und höchst talentvoll, verfolgte er nur das Eine Ziel, möglichst schnell eine glänzende Stellung, ein ansehnliches Vermögen und die Mittel zu einem angenehmen, sorglosen Leben zu erwerben, ohne in der Wahl der dazu führenden Wege besonders scrupulös zu sein.

Durch die Verbindung mit der Familie des einflußreichen Commerzienrathes glaubte er am schnellsten seine Wünsche verwirklichen zu können, indem er durch die Empfehlung des angesehenen Bankiers seine baldige Anstellung als Ingenieur an einer der vielen, damals im Bau begriffenen Eisenbahnen zu erlangen hoffte, wozu ihm auch Herr Schröder in der That die besten Aussichten eröffnet hatte.

Aus diesen Gründen mußte ihn daher die Nachricht von dem eingetretenen Zerwürfnisse mit dem reichen Onkel seiner Verlobten auf das unangenehmste berühren, was er auch keineswegs verschwieg. Höchst verstimmt über diese Vereitelung seiner Plane, tadelte er heftig Bernhard's Verhalten in der ganzen Angelegenheit, indem er besonders den Verlust der Pension mit großer Heftigkeit in verletzender Weise betonte.

„Ich hätte dir", sagte er, unmuthig zu Bernhard gewendet, „weit mehr Takt und Selbstbeherrschung, vor Allem

aber die gebotene Rücksicht auf deine Familie zugetraut. Solange man abhängig ist, hat man kein Recht empfindlich zu sein. Es war ein unverzeihlicher Fehler, es zum Bruch mit dem Onkel kommen zu lassen, der schließlich die einzige Stütze der Deinigen ist."

„Ich habe dir ja gesagt, daß ich Alles angewendet habe, um ihn zu versöhnen, daß mich aber endlich seine schonungslose Behandlung zum Aeußersten getrieben hat."

„Trotzdem hast du unrecht gethan, es dahin kommen zu lassen. Kein verständiger Mensch wird wegen einiger harten Worte seine Zukunft, die Existenz seiner Familie auf das Spiel setzen. Was bedeuten Beleidigungen, die im Zorn ausgestoßen werden und morgen wieder vergessen sind? Statt den Onkel durch deinen Widerspruch aufzubringen, hättest du seine Eitelkeit schmeicheln, durch Nachgiebigkeit ihn entwaffnen müssen. Aber leider bist und bleibst du einmal ein unpraktischer Mensch."

„Und wenn es mich mein Leben gekostet hätte, ich konnte, ich durfte eine solche Beschimpfung nicht ruhig hinnehmen. Nicht für alle Schätze der Welt würde ich meine Ehre preisgeben, meine Ueberzeugung, meine Grundsätze verleugnen."

„Es gibt nur Einen Grundsatz im Leben, den man

unter allen Bedingungen befolgen muß, und der ist der eigene Vortheil. Wenn man reussiren und in der Welt fortkommen will, so muß man sich in die gegebenen Verhältnisse fügen und mit den einmal vorhandenen Factoren rechnen, sich mit der Macht und dem Reichthum, der in unserer Zeit Alles beherrscht, abfinden, solange man ihn braucht und die Noth uns dazu zwingt. Dafür kann man sich entschädigen, wenn man erst sein Ziel erreicht hat. Deshalb würde ich dir den Rath geben, selbst jetzt noch Alles anzuwenden, um den Onkel zu besänftigen, was dir gewiß gelingen wird, wenn du seine Schwächen, besonders seine Eitelkeit klug zu benutzen verstehst und an seine Großmuth appellirst. Auf einige mehr oder minder ergebene und selbst demüthige Phrasen kann es dir dabei nicht ankommen, wenn du ihn damit gewinnen kannst."

„Nimmermehr!" entgegnete Bernhard unwillig. „Ich sollte um Verzeihung bitten, um Gnade betteln, für einige Thaler meine Würde, die Achtung vor mir selbst verkaufen! Lieber will ich hungern und darben, als mich so tief erniedrigen."

„Das kannst du für deine Person thun, wenn es dir ein so großes Vergnügen macht; aber du hast kein Recht, auch

Andere, die dir nahe stehen, durch deine überspannten Ansichten zu ruiniren."

„Wenn Sie, lieber Frank", sagte die würdige Mutter, „mich und Emilie darunter verstehen, so irren Sie sich, da wir mit Bernhard's Benehmen vollkommen einverstanden sind und ihm beistimmen, obgleich wir die Veranlassung dazu von ganzem Herzen bedauern."

„Ich habe", versetzte der Architekt mit leiser Ironie, „nicht gewußt, daß Sie den Verlust einer so ansehnlichen Pension so leicht verschmerzen können. Nur möchte ich Sie und auch Emilie darauf aufmerksam machen, daß man von edeln Gesinnungen nicht leben kann und selbst die schönsten Ideale auf die Länge der Zeit nicht sättigen."

„Das laß nur meine Sorge sein", entgegnete Bernhard. „Die Meinigen sollen unter dem Zorne des Onkels nicht leiden. Ich werde mich jetzt doppelt anstrengen und für sie arbeiten."

„Und wir wollen uns einrichten", fügte Emilie hinzu, „und Ersparnisse machen, sodaß wir die Pension nicht vermissen werden."

„Das ist leichter gesagt, als gethan", erwiderte Frank achselzuckend. „Ich kenne manchen tüchtigen Künstler, der trotz allen Fleißes kaum so viel verdient, um seine Familie noth-

dürftig zu ernähren, und von großen Ersparnissen kann wol unter solchen Verhältnissen keine Rede sein. Es thut mir leid, daß ich diese Illusionen stören muß, aber ich will und kann die Wahrheit nicht verschweigen. Wir leben einmal in einer Welt, wo die materiellen Interessen Alles beherrschen und das Geld die erste Rolle spielt. Das hätte auch Bernhard bedenken müssen, als er mit dem Onkel sprach."

„Und ich", erwiderte dieser, von seinem Stuhl aufspringend, „werde mich niemals vor dem goldenen Götzen beugen, vor dem du, deine edlere Natur verleugnend, anbetend niederkniest."

Trotzdem die würdige Mutter begütigend zwischen Beide trat und durch ihr freundliches Zureden die Gegner vorläufig wieder versöhnte, so hatte doch der Streit eine Wendung genommen, die das bisherige so innige Verhältniß zu stören drohte und unwillkürlich einen für alle Theile verletzenden und erkältenden Eindruck zurückließ.

Am meisten litt darunter die holde Emilie, welche ebenso sehr ihren Bruder wie ihren Verlobten liebte, sodaß sie von diesem Zwiespalt auf das schmerzlichste berührt wurde. Mußte sie Bernhard auch wegen seiner Heftigkeit tadeln, so theilte sie doch seine Uneigennützigkeit, seine durchaus edle Gesinnung.

Um so mehr bedauerte sie, daß Frank bei dieser Gelegenheit sich zu den entgegengesetzten Grundsätzen bekannte und in seinen Aeußerungen eine betrübende Hinneigung zu der materiellen Richtung der Gegenwart verrieth. Ohne es zu ahnen, hatte er mit rauher Hand die Binde von ihren Augen gerissen und den glänzenden Nimbus, womit er sich bisher zu umgeben verstand, selbst zerstört. Ihr Herz blutete, als sie Stück für Stück von seiner angenommenen Würde schwinden und ihn von seiner erträumten Höhe herabsteigen sah.

Wie bei jedem edlern Mädchen wurzelte auch Emiliens Liebe in der Achtung und Verehrung für ihren Verlobten, in dem Glauben an seine innere Tüchtigkeit. Jetzt war ihr Vertrauen zu ihm erschüttert, ihre Zuversicht gebrochen und ihr Herz von nagendem Zweifel gequält.

Zum ersten mal schlief die heitere Emilie unter Thränen ein, die sie jedoch sorgfältig vor ihrer Mutter zu verbergen suchte.

9.

Auf der weltberühmten Promenade von Baden-Baden versammelte sich nach eben eingenommenem Diner die vergnügungslustige Schaar der fremden Gäste und Touristen aus allen Weltgegenden, um dem gewöhnlichen Nachmittags-Concerte der Kapelle beizuwohnen.

Längs der Reihe duftender Orangenbäume in grünen Kübeln, vor der Säulenhalle des Conversationshauses und der sogenannten „Galerie des Fleurs“ saßen dichtgedrängt auf kleinen Rohrstühlen an zahlreichen Tischen Herren und Damen, alte und junge Lebemänner, blühende und verwelkte Schönheiten, Millionäre und Abenteurer, berühmte und berüchtigte Erscheinungen, Engländer und Franzosen, Deutsche und Italiener, vor Allem aber Russen, diese auf steter Wanderung begriffenen Nomaden des Nordens.

Hier ruhten nachlässig ausgestreckt die Löwen und Löwinnen der Saison, die Füße auf eine zweite Stuhlreihe

gestützt, um die untadelige Chaussure kokett zu zeigen, lachend plaudernd, beobachtend und beobachtet, bewundernd und bewundert, medisirend und herausfordernd.

Dort langweilte sich der englische Snob, ein reich gewordener Bierbrauer oder Kleiderhändler, mit seiner liebenswürdigen Familie, den breiten Rücken seinen Nachbarn zugewendet, hinter den mächtigen Blättern der „Times“ wie eine große Raupe unter einer Kohlstaude verborgen, während die hochblonde Gattin eifrig in ihrem Reisehandbuch die Schönheiten Badens studirte, ohne ihre Umgebung nur eines Blickes aus den wasserblauen Augen zu würdigen.

Söhne und Töchter des interessanten Paares, wahre Enakskinder, mit langen Gesichtern und noch längern Armen und Beinen, die Jünglinge als Tiroler-Jäger gekleidet, die hoffnungsvollen Jungfrauen in rothen Flanelljacken, mit blauen Brillen und fabelhaften Chignons versehen, starrten mit weit aufgerissenen Augen bald auf das befremdende Schauspiel, bald auf die Spitzen ihrer Schuhe, voll sprachlosen Erstaunens.

Um so lebhafter und ungenirter ging es an dem nächsten Tische zu, wo eine muntere Gruppe von quecksilbernen Franzosen und Französinnen ihre Demi-Tasse mit Cognac ein-

nahmen und ihre feinen Cigarretten rauchten, während sie unter Scherzen und Lachen mehr Geräusch und Aufsehen machten, als die vierfache Zahl von Deutschen, ohne sich um ihre Nachbarn und deren sittliche Entrüstung zu kümmern.

Wie auf Commando richteten von Zeit zu Zeit die Söhne und Töchter Albions ihre empörten Blicke auf die heitern Franzosen und stießen a tempo ein dumpfes „shocking" aus, wodurch sich jedoch die muntere Gesellschaft keineswegs in ihrem Vergnügen stören ließ.

An einer andern Seite suchte ein Berliner Geheimrath im Gefühl seiner Würde und geistigen Ueberlegenheit einem bekannten süddeutschen Volksvertreter die Vorzüge und Annehmlichkeiten der preußischen Verfassung auseinanderzusetzen, alle Einwände desselben mit einem verächtlichen Lächeln zurückweisend.

In der Nähe hatte sich eine Frankfurter Bankierfamilie niedergelassen, deren elegante, nur etwas allzu reiche Toilette, goldener Schmuck und jüdische Zuvorkommenheit das christlich-germanische Bewußtsein einiger minder geschmückten und minder schönen Damen dermaßen empörte, daß sie unerbittlich jede Annäherung zurückwiesen und mit ihren Stühlen abrückten, um jede Berührung mit den Kindern Israels zu vermeiden.

Weit toleranter schienen dagegen einige Offiziere aus der nahen Garnison zu denken, welche sporenklingend und schnurrbartstreichend gleich bunten Schmetterlingen um die üppigen Rosen Sarons flatterten und mit ihnen aus einiger Entfernung kokettirten.

Mehrere alte Excellenzen, ergraute Diplomaten, ausrangirte Hofmarschälle und Kammerherren bildeten einen exclusiven Kreis und unterhielten sich von alten schönen Zeiten, durch allerlei pikante Anekdoten und kleine Skandalgeschichten das Gespräch würzend. Sie gaben die lebendige Chronik des Bades ab und steckten voll geheimer, interessanter Mittheilungen, die sie sich discret zuflüsterten, von Zeit zu Zeit das faltenreiche Gesicht zu einem faunischen Lächeln verziehend.

In das tausendstimmige Gesumme der Menge mischten sich die Klänge des Orchesters aus dem geschmackvollen Kiosk, bei dessen Melodien der flutende Menschenstrom auf der Promenade hin- und herwogte, ein in seiner Art einziges, glänzendes Schauspiel bietend. Das war ein Gehen und Kommen, ein Drängen und Schieben, ein Rauschen und Flüstern, ein Grüßen und Nicken, ein Schimmern und Schillern in allen möglichen Farben, ein Kosen und Plaudern in allen be-

kannten Sprachen, ein die Sinne verwirrendes, bezauberndes und berauschendes Leben und Treiben.

Wie in einem Kaleidoskop wechselten fortwährend die vorüberziehenden Bilder und Erscheinungen, junge Elegants und alte Lebemänner aus allen Welttheilen, die männlichen und weiblichen Blüten aller Länder, englische Lords, Ladies und Misses, Pariser und Pariserinnen aus allen Schichten der Gesellschaft, feurige, dunkeläugige Italienerinnen, stumpfnäsige Russen, braune Spanier und vor Allen blonde, blauäugige Deutsche. Hier rauschte im schweren, dunkeln Seidendamast, dessen lange Schleppe den Kies des Weges fegte, die hohe Gestalt einer Fürstin oder stolzen Herzogin, umgeben von ihrem Hofstaat, dort promenirte eine andere Königin, wenn auch nur der Mode und des Vergnügens, von einem nicht minder großen Schwarm ergebener Diener und Verehrer umringt, die kurze Robe bis zu den Knöcheln aufgenommen, um die mit bunten Quasten verzierten, hochhackigen Bottinen und die untadelichen Waden dem Auge der Kenner zu präsentiren. Wie in den Zaubergärten Armidens irrten hier Damen und Herren, Ritter und Fräulein, Nymphen, Genien, böse und gute Geister umher, weiße Engel, in einer durchsichtigen Wolke von Mousseline und Gaze schwebend, brünette Dämonen in

feuerfarbenen Paletots und mit rother Hahnenfeder auf dem kleinen Baret, unter dem die brennenden Augen so verführerisch hervorblickten.

Dazwischen wandelten die Notabilitäten des Tages, Staatsmänner und Künstler, welche allerdings die Auszeichnung, die ihnen zutheil wurde, mit Dandys und Elegants, mit Löwen und Löwinnen der Gesellschaft, sogar mit den Damen der Halbwelt, mit den Helden des Spieltisches theilen mußten.

Mitten in diesem bunten Menschenstrome bewegte sich ein junger, hagerer Mann und Frau, mit abgespannten Mienen und etwas gelangweilten Gesichtern, sodaß es zweifelhaft erschien, ob sie mehr von den gebotenen Genüssen, Ausflügen, Partien und Eselsritten ermüdet waren, oder bereits in dem abnehmenden Viertel ihres sogenannten Honigmondes standen.

Für die letztere Vermuthung konnte allerdings der Umstand sprechen, daß Beide kaum ein Wort oder einen Blick miteinander wechselten, wie dies doch sonst nach alter Erfahrung Neuvermählte zu thun pflegen, auch wenn sie sich gar nichts Anderes zu sagen haben, als daß sie sich lieben.

Während die junge Frau eifrig die Toiletten der vorübergehenden Damen musterte und mit kritischen Augen die

Herrenwelt betrachtete, richtete der würdige Gemahl seine sehnsüchtigen Blicke nach den strahlenden Sälen des Conversationshauses, wo sich um den grünen Tisch bereits die Freunde des Rouletts und die Priester Fortuna's versammelten.

Bella und Jacques — denn sie waren es — genossen in dieser Weise das mehr als zweifelhafte Glück ihrer Flitterwochen auf der obligatorischen Vergnügungsreise, die sie durch die Schweiz, Ober-Italien, über Paris nach Baden-Baden führte, wo sie eine längere Zeit zu bleiben gedachten.

Sie hatten gewissenhaft ihr Programm innegehalten und die vorgeschriebenen Touristenwege absolvirt, sich den Rigi hinauftragen lassen und den Sonnenaufgang pflichtschuldigst verschlafen, den Vierwaldstättersee befahren, die Tellkapelle besucht und sogar im Mondschein eine Partie nach dem „Rütli" unternommen, wo Bella Schiller'sche Verse citirte und Jacques sich den Schnupfen holte.

Von der Schweiz waren sie über die Gotthardstraße nach Italien gegangen, wo sie sich in Kirchen und Museen langweilten, in Mailand die Betten feucht, in Florenz die Strohhüte weit theuerer und in Genua die Seefische weit schlechter als in ihrer Heimat fanden. Besser gefiel es ihnen in Paris, trotzdem die eigentliche Saison bereits vorüber war;

hier fühlte sich Jacques in seinem Element, besonders in der Closerie de Lilas, auf den Boulevards und an der Table-d'hôte des Grand-Hôtel de Louvre, wo er Champagner trank, nach vornehmen Bekanntschaften haschte und seine Parvenu-natur nicht verleugnete, obgleich es ihm keineswegs an einer gewissen äußern Politur und oberflächlichen Bildung fehlte, hinter der sich seine ursprüngliche Roheit barg.

Seine in die Augen springenden Schwächen und Fehler waren auch Bella's von Liebe nicht bestochenen Blicken keines-wegs entgangen, aber die gebotenen Zerstreuungen der Reise, das Gefühl der Dankbarkeit für die ihm schuldigen Genüsse, die Fülle der neuen und bedeutenden Eindrücke, vor Allem aber das Bewußtsein der sichern Existenz, der Glanz des Reichthums, der ihr die Erfüllung aller ihrer Wünsche ge-stattete, beschwichtigten besonders in den ersten Wochen nach ihrer Verbindung jeden etwa in ihrem Herzen aufsteigenden Zweifel an ihrem Glück, wenn auch dann und wann eine leichte, schnell wieder verschwindende Wolke den Horizont ihres Ehehimmels zu trüben drohte.

Dagegen war Jacques nicht wenig stolz auf seine junge und schöne Frau, deren elegante Figur, gehoben durch eine glänzende Toilette, feine Manieren und vornehme Tournure,

an der Table=d'hôte Aufmerksamkeit erregte und deshalb seiner Eitelkeit schmeichelte.

Die kurze Zeit ihrer Ehe, verbunden mit ihrer natürlichen Anlage, hatte nach seiner Meinung entschieden günstig auf Bella's Erziehung eingewirkt und ihr eine größere Sicherheit im Auftreten, eine gewisse Freiheit im Umgange verliehen. Sie erschien auch äußerlich weit gereifter; ihre Gesichtszüge waren ausdrucksvoller, ihre Augen viel feuriger, ihr Lächeln pikanter geworden und über ihrer ganzen Erscheinung lag jener sinnliche Zauber, jene unaussprechliche verborgene Glut, welche sich dem Eingeweihten in Blicken und Mienen kund gibt.

Aber auch der innere Fortschritt ließ sich nicht an ihr verkennen; sie hatte auf der Reise so manches Vorurtheil abgelegt und sichtlich an Erfahrung und Kenntniß des Lebens gewonnen. Die Schule der Ehe und der innige Verkehr mit einem so ausgezeichneten Mann, wie der ehrenwerthe Jacques, hatten an ihr Wunder gethan und ihr Wissen und Begehren nach allen Richtungen hin erweitert.

Nach und nach war es dem trefflichen Lehrmeister gelungen, die Binde von den Augen seiner talentvollen Schülerin zu lösen, den Schleier zu zerreißen und sie in alle My=

sterien der Welt und Halbwelt einzuweihen, sodaß sie kaum noch seines Unterrichts bedurfte und seine kühnsten Erwartungen übertraf.

Dennoch gab es Augenblicke, wo Bella mitten in dem Rausche des Daseins, unter all den ihr gebotenen Zerstreuungen und Vergnügungen ein Gefühl der Leere und Unbefriedigung empfand, jene ungestillte Sehnsucht, das Bedürfniß einer wahren Liebe, einer großen Leidenschaft, eines innigen Verständnisses, das bewußt oder unbewußt in jedem Frauenherzen schlummert.

Solche Aufwallungen ihrer bessern Natur fanden bei ihrem Gatten keine Beachtung, da er hinlänglich seine Pflicht zu thun glaubte, wenn er für ihre Toilette und ihre Vergnügungen sorgte, woran er es in keiner Beziehung fehlen ließ. Die geistigen Bedürfnisse einer jungen Frau, die Neigungen und Stimmungen des Herzens standen nicht auf dem Conto des Herrn Jacques, der sich damit begnügte, ihr die theuersten Kleider und Schmuckgegenstände zu kaufen und sie nach Baden-Baden zu führen, wo sie soeben erst eingetroffen und in dem eleganten Victoria-Hotel abgestiegen waren.

Nach dem Diner eilten sie sogleich auf die weltberühmte Promenade, um das in der That wunderbare Schauspiel,

diese eigenthümliche moderne Völkerwanderung, diesen Jahrmarkt des modernen Lebens, dieses Rendezvous aller Völker und Länder, diesen Sammelplatz der Schönheit und Eitelkeit, der Anmuth und der Sünde, der Thorheit und des Luxus zu sehen und den berauschenden Eindruck zu genießen, dem eine gewisse Poesie sich nicht absprechen ließ.

Es gab wol keinen Anblick, der geeigneter sein durfte, ein weibliches Herz auf die Probe zu stellen, als diese Göttinnen und Götzen der Demimonde, mit ihrem glänzenden Gefolge von hohen Verehrern, mit dem Schwarme ihrer Anbeter, zu denen die höchsten Aristokraten, Grafen und Fürsten, Comtes und Vicomtes zählten.

In ihren prachtvollen Roben von echten Brüsseler Spitzen, von Sammt und Seide, mit den kostbarsten Brillanten geschmückt, mit unschätzbarem Geschmeide und Juwelen bedeckt, schienen sie gleichsam die bescheidene Tugend, die ehrwürdige Sittlichkeit zu verhöhnen, gewissermaßen die Leichtfertigkeit und Treulosigkeit zu verherrlichen, den Triumph der Frivolität öffentlich zu feiern.

Nicht mit Abscheu, sondern meist mit stillem Neid oder selbst mit unverhohlener Bewunderung zeigte man sich diese allgemein gekannten und leicht zu erkennenden Königinnen der

Halbwelt, diese gekrönten Camellien-Damen, welche ungestraft, ja sogar mit dem glänzendsten Erfolge die öffentliche Meinung herausfordern durften.

Man erzählte sich mit einem gewissen Wohlgefallen von ihren Abenteuern, ihrem Luxus, von ihren zahlreichen Siegen und noch zahlreichern Opfern, von jungen vornehmen Männern, die sie bereits ruinirt hatten, von regierenden Häuptern, die zu ihren Füßen lagen. Selbst die sogenannten anständigen Frauen aus der bessern Gesellschaft interessirten sich für diese moderen Phrynen und Aspasien, deren Toilettenkünste und degagirtes Wesen von ihnen beobachtet, förmlich studirt und als nachahmungswerthes Modell der eingehendsten Musterung unterworfen wurde, sodaß diese zweideutigen Göttinnen des Vergnügens den Ton und die Mode für die Saison angaben und selbst die Bessern nicht verschmähten, dem Laster wenigstens in einer Beziehung Concurrenz zu machen.

„Haben Sie die Schneider vom Palais-Royal gesehen?"

„Ich kenne sie nicht."

„Dort die pikante Erscheinung mit den rothen Haaren, die über und über mit Goldstaub gepudert sind. Sie hat die schönsten Brillanten, die ich je gesehen."

„Mir gefällt sie nicht.“

„Mir auch nicht, aber sie soll im nähern Umgang wahrhaft fascinirend sein. In Einem Jahre haben sich vier junge Männer ihretwegen das Leben genommen.“

„Und dort die schlanke Figur mit dem runden Männerhut und der wunderschönen Spitzenmantille. Können Sie mir nicht sagen, wer sie ist?“

„Sie müssen wol erst heute angekommen sein, sonst würden Sie nicht so fragen. Das ist ja die berühmte Cora Pearl aus Paris. Sie bewohnt eine eigene Villa, die monatlich mehr als zweitausend Francs ihr kostet, unterhält zwölf Domestiken, führt ihren eigenen Marstall mit und gibt Diners, die an Feinheit Alles übertreffen sollen. Die Spitzenmantille, welche sie trägt, ist unter Brüdern zwanzigtausend Francs werth, und soll das ein Geschenk ihres königlichen Freundes sein.“

„Ich denke, sie ist die Geliebte des Prinzen Plon-Plon.“

„Mein Gott! Diese Damen haben ein weites Herz und eine noch weitere Börse. Wie man sagt, soll diese Cora bereits ein bedeutendes Vermögen besitzen und dasselbe in der englischen Bank angelegt haben.“

„Das finde ich ganz verständig. Ich hätte ihr gar nicht so solide Ansichten zugetraut.“

„O! Sie soll überaus praktisch sein und bereits allein von ihren Zinsen leben können.“

Mit dem größten Interesse hörten Jacques und Bella diese Mittheilungen, welche ihnen von allen Seiten unaufgefordert zukamen und sie bald mit den hervorragenden Erscheinungen der diesjährigen besonders glänzenden Saison bekannt machten. Die erhaltenen Aufschlüsse trugen nicht wenig dazu bei, ihre Kenntnisse zu vermehren und ihr Wissen zu bereichern, wozu ja auch hauptsächlich diese Reise dienen sollte.

Beide amusirten sich jetzt ganz köstlich und fühlten sich in dem verwandten Element so heimisch, wie nirgends sonst auf ihrer Tour. Hier fanden sie ganz andere Genüsse, als in den langweiligen Bergen der Schweiz und den noch langweiligern Kirchen und Museen Italiens. Was wollten die Gemälde eines Tizian und Rafael neben diesen lebenden Bildern, was die Meisterwerke der griechischen Plastik neben den halbverhüllten Büsten und zur Schau getragenen Reizen dieser Pariser Liebesgöttinnen bedeuten. Hier war ja classische Nacktheit mit romantischer Liederlichkeit, antike Freiheit mit moderner Frivolität gepaart.

So vergingen dem jungen Ehepaare die Nachmittagsstunden in der angenehmsten Weise, und als der Abend dämmerte, erwarteten sie neue Vergnügungen in den verlockenden Sälen des Conversationshauses, wo sich bereits um den grünen Spieltisch die eifrigen Freunde und Verehrer des Königs Pharao eingefunden hatten.

An dem Arme ihres Gatten durchwandelte Bella diese der Lust geweihten Räume, welche mit der geschmackvollsten Pracht den höchsten Luxus vereinen, wie geschaffen zum Aufenthalt für die neuen Olympier, welche nur dem Genuß des Augenblickes leben.

Ein Meer von Glanz und Licht erhellte diese reizenden Salons mit ihren ungeheuern Spiegelscheiben und goldschimmernden Säulen, mit ihren gemalten Wänden, von denen die anmuthigsten weiblichen Figuren aus dem Rankenwerk der zierlichsten Arabesken herniederschauten, mit ihren schwellenden Divans und Lehnstühlen aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten.

Hier saßen die Habitués des trente et quarante und des Roulette um den Croupier geschaart, vor dessen Sitz die gefüllte Cassette, das sehnsüchtige Ziel aller Wünsche stand. Es herrschte fast eine unheimliche Stille, nur unterbrochen

durch das Klingen der rollenden Gold- und Silberstücke und durch das eintönige Murmeln: „Faites votre — jeu rien ne va plus.“

Hinter der anscheinenden Ruhe und eleganten Glätte der Gesichter verbarg sich die wilde Leidenschaft; nur zuweilen blitzte aus den unheimlichen Augen eines passionirten Spielers Furcht oder Hoffnung, Muth oder Verzweiflung, verzerrten sich die meist gleichgültigen oder blasirten Züge zu einem freudigen oder bittern Lächeln, ballte sich die Faust, zitterte unmerklich die Hand, welche mit angenommener Sorglosigkeit den Einsatz auf den Tisch warf, der vielleicht der letzte Rest eines bedeutenden Vermögens war.

Obgleich im Ganzen das gebotene Schauspiel keineswegs den pikanten Schilderungen phantasievoller Feuilletonisten entsprach, welche mit einem Aufwande der grellsten Farben die sogenannten Spielhöllen zu schildern pflegen, so fehlte es doch auch nicht an charakteristischen und interessanten Persönlichkeiten und Vorkommnissen.

Da sah man die alte russische Fürstin, welche, seit Jahren vom Schlage gerührt, weder Arme noch Füße rühren konnte, aber Abend für Abend am Spieltisch verweilte. Hinter ihr stand ihr Begleiter und besetzte nach ihrer Angabe die ver-

schiedenen Farben, rouge oder noir. Nachdem alle Leidenschaften, alle menschliche Empfindungen in ihr erloschen schienen, war ihr nur noch diese einzige dämonische Regung übrig geblieben, die sie mit Hülfe ihres unermeßlichen Vermögens befriedigte. Nur ihr blitzendes Auge verrieth, daß noch Leben in dieser vertrockneten Mumie, in diesem traurigen Leichnam war.

In ihrer Nähe saß der Held des Tages, der kühne Spanier, der in dieser Saison bereits dreimal die Bank gesprengt und jedesmal eine Summe von achtzig bis einmalhunderttausend Francs gewonnen hatte, viel bewundert und viel beneidet wegen seines fabelhaften Glücks. Sein Gegenstück bildete der arme Spielprofessor, welcher trotz seiner genauen Berechnungen und des untrüglichen Mittels, das Glück zu fesseln, regelmäßig die wenigen Thaler verlor, die er von Bekannten und mitleidigen Seelen sich geborgt hatte.

Eine nicht minder interessante Figur war der grauköpfige, kleine Herr mit der blauen Brille, welcher sich auf die eigenthümlichste Weise eine kleine, aber sichere Revenu zu verschaffen wußte. Regelmäßig erschien er am Spieltisch und legte seinen höchst bescheidenen Einsatz hin, den ebenso regelmäßig der Croupier verdoppelte, gleichgültig ob jener gewon-

nen oder verloren hatte, worauf er ruhig das Geldstück einsteckte und von seinem Platze aufstand, indem er sich von der Bank dafür stillschweigend bezahlen ließ, daß er seinen Stuhl, den er so lange eisern festhielt, bis er seinen Lohn bekommen, andern reichern und darum einträglichern Spielern einräumte.

Immer wieder drängten sich neue Opfer zu dem Altar der Glücksgöttin, Männer und Frauen, Greise und Jünglinge, Spieler von Pröfession und unerfahrene Neulinge, welche schüchtern ihr Goldstück wagten, Franzosen, mit dem unvermeidlichen rothen Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch, Abenteurer aus allen Ländern. Die Bankbillete flogen hin und her, die Rechen der Croupiers klapperten, die Goldstücke rollten über den grünen Teppich und verschwanden in dem unergründlichen Schlund der heute besonders glücklichen Bank.

Auch Jacques vermochte nicht der allgemeinen Versuchung zu widerstehen und warf einige Goldstücke auf den Tisch, die er regelmäßig verlor, worüber er sich, trotz seiner angenommenen Gleichgültigkeit, ärgerte, da er im Grunde genommen bei allem Hang zur Verschwendung entschieden geizig war, was trotz des scheinbaren Widerspruchs bei ähnlichen Charakteren nicht selten vorzukommen pflegt.

Seine Verstimmung nahm noch zu, als er unter den Spielern einige bekannte Gesichter zu erblicken glaubte, die ihn gerade nicht in der angenehmsten Weise an die Thorheiten seines Junggesellenlebens erinnerten. Um eine ihn vielleicht compromittirende Begegnung zu vermeiden, schlug er Bella vor, den Spielsaal zu verlassen und im Freien das Abendbrot einzunehmen, womit sie vollkommen einverstanden war.

Als sie in den hell erleuchteten Pavillon traten und sich an einem der bereit stehenden Tische zum Souper niederlassen wollten, bemerkten sie in ihrer Nähe eine heitere Gesellschaft, von der sie mit lautem Gelächter und ausgelassener Lust begrüßt wurden. Bei dem Schimmer der vergoldeten Candelaber, in welchen sich des stille silberne Licht des Mondes mischte, erkannte Jacques zu spät, daß er aus der Scylla in die Charybdis gefallen war. Da saßen an der langen gedeckten Tafel, die mit den ausgesuchtesten Speisen und Weinen deckt war, hinter der glänzenden Batterie der Champagnerkühler die Freunde und Genossen seiner Jugend, Graf Stutterbach, der Oberst von Stangenberg mit seinem Neffen und in ihrer Mitte die schöne Melusine, verführerischer als je, in Begleitung ihres würdigen Vaters und seines Freundes Fleckel, der die ihm zutheil gewordene Provision zu einem Ausfluge

nach Baden-Baden benutzte, um sein neu erfundenes untrügliches System, womit er die Bank zu sprengen hoffte, praktisch zu erproben.

Ehe sich das junge Ehepaar noch von seiner Ueberraschung erholen konnte, sah es sich von der angeheiterten Gesellschaft, die in ihrer Weinlaune alle vorangegangenen Zwistigkeiten vergessen zu haben schien, dermaßen empfangen, daß an ein Ausweichen oder Fliehen nicht mehr zu denken war, ohne sich der größten Unhöflichkeit schuldig zu machen.

Bald war die anfängliche Befangenheit verschwunden und im schäumenden Nektar auch die letzte Erinnerung an die Vergangenheit hinweggeschwemmt, von allen Seiten die vollständigste Amnestie stillschweigend ertheilt und eine in der That anerkennungswerthe Toleranz geübt.

Die reizende Melusine schien Jacques seine Untreue vollkommen verziehen zu haben und war so liebenswürdig, oder noch liebenswürdiger wie in frühern Jahren, während der Lieutenant von Stangenberg seiner Cousine Bella die schmeichelhaftesten Artigkeiten sagte, ohne dadurch die Eifersucht ihres Gatten zu erregen. Regte sich jedoch hier und da ein Bedenken in Bella's Brust, drohte eine unvermeidliche Anspielung die schöne Harmonie der edeln Seelen zu stören, so

genügte ein glücklicher Scherz, vor Allem der unerschöpfliche Witz Fleckel's, dessen Talent sich der allgemeinsten Anerkennung in diesem Kreise erfreute und der die Rolle des Spaßmachers mit bewunderungswürdigem Geschick spielte, die heitere Laune und den Frieden wiederherzustellen.

So gestaltete sich die für alle Theile so unerwartete und für Jacques besonders peinliche Begegnung gewissermaßen zu einem Versöhnungsfest, das bis nach Mitternacht dauerte und einen höchst angenehmen Eindruck für die ganze Gesellschaft hinterließ.

10.

Seit jenem Abende gerieth das junge Ehepaar in einen Strudel von Zerstreuungen, denen es sich um so lieber überließ, je mehr eine innere Leere Beider sich gegenseitig fühlbar machte. Zwar äußerte Bella von Zeit zu Zeit ihre Scheu vor dem Umgange mit der renommirten Tänzerin und einen gewissen instinctiven Widerwillen gegen Melusine, aber Jacques wußte diese beschränkten Vorurtheile bald wieder hinwegzuspotten.

„Du nimmst", sagte er bei einer derartigen Gelegenheit, „noch immer all diese Verhältnisse zu schwerfällig, und kannst deine Pensions-Erinnerungen nicht ganz los werden."

„Aber du wirst doch zugestehen müssen, daß ein derartiger Umgang, abgesehen von allen sonstigen Inconvenienzen, für uns nicht paßt. Wir können doch nicht nach unserer Rückkehr mit der Tänzerin verkehren."

„Das verlange ich ebenso wenig wie sie, obgleich heutzu-

tage Schauspieler, Sänger und Tänzerinnen in die beste Gesellschaft kommen, mit den vornehmsten Kreisen verkehren und nicht selten Grafen und Fürsten heirathen. Wenn Melusine, wie es den Anschein hat, Stutterbach ihre Hand reichen sollte, so würdest du gewiß keinen Anstand nehmen, mit ihr umzugehen."

„Wie es scheint, interessirst du dich noch immer lebhaft für die Tänzerin", entgegnete Bella in etwas piquirtem Ton.

„Solltest du etwa deshalb eifersüchtig sein? Ich hätte dir eine solche Lächerlichkeit gar nicht zugetraut."

„Du wirst doch nicht verlangen, daß ich ruhig zusehe, wenn du ihr den Hof machst?"

„Das geschieht lediglich, um sie zu beschwichtigen, aus gebotener Rücksicht auf unsere frühere Bekanntschaft, die, wie ich gar nicht leugnen will, eine sehr intime war. Die Klugheit gebietet, daß ich ihr einige Aufmerksamkeiten erweise, die, wie ich dir versichern kann, ohne alle Bedeutung sind."

„Und was würdest du sagen, wenn ich mich in derselben Weise revanchiren wollte?"

„Das steht dir frei, wenn du nur immer die gehörigen Dehors beobachtest. Ich habe durchaus nichts dagegen, daß dir unser Vetter Stangenberg die Cour schneidet, solange

Alles in den Grenzen des Anstandes bleibt und die gebotene Schicklichkeit nicht verletzt wird. In einer vernünftigen Ehe muß man sich über derartige Kleinigkeiten hinwegsetzen und sich so gut wie möglich zu arrangiren suchen."

„Ich werde von deiner gütigen Erlaubniß Gebrauch machen", entgegnete sie mit einem spöttischen Lächeln. „In dieser Beziehung theile ich ganz und gar deine Ansichten."

„Das freut mich, da ich daraus ersehe, daß du vollkommen mit meiner praktischen Anschauung von der Ehe einverstanden bist. Statt uns das Leben durch lächerliche Eifersucht, durch gegenseitige Beschränkungen zu erschweren und uns zur Last fallen, wollen wir die Freuden des Daseins in vollen Zügen genießen und uns nicht durch das Vorurtheil des Pöbels in unserm Vergnügen stören lassen. Du sollst stets an mir den aufmerksamsten und zuvorkommendsten Gatten finden, und ich werde mich bemühen, alle deine Wünsche zu erfüllen, solange du mir keinen Grund zur Klage gibst und die gleiche Nachsicht gegen mich übst. Wenn wir an diesen Grundsätzen festhalten, so werden wir uns nie lästig fallen, niemals ennuyiren, wie das leider so oft in der Ehe vorkommt. Von heute ab und für immer heißt unsere Parole: Freiheit, Gleichheit und Amusement!"

Beide lebten nach diesem aufgestellten Programm, das gleichsam als die Richtschnur ihres Lebens gewissenhaft von ihnen während ihres Aufenthalts in Baden und in der Gesellschaft ihrer Freunde befolgt wurde. Jeder Tag bot dazu ein neues Vergnügen, bald einen Ausflug in die romantische Umgegend, bald eine Corsofahrt nach Lichtenthal, bald ein verschwenderisches Diner an der glänzenden Tafel des Conversations-Hauses, wobei der Champagner nicht geschont wurde.

Bei allen diesen Gelegenheiten versah der unermüdliche Fleckel das Amt des Vergnügungs-Commissarius und Lustigmachers mit solchem Geschick, daß er sich dadurch die allgemeinste Anerkennung und die besondere Freundschaft von Jacques erwarb, der an dem närrischen Gesellen seine ganz besondere Freude hatte.

Seine Neigung ging sogar so weit, daß er von Zeit zu Zeit dem Director des internationalen Museums mit seiner Börse aushalf, wenn dieser trotz seines unfehlbaren Systems an dem Spieltisch Unglück hatte; was jedoch dessen heitere Laune keineswegs zu trüben schien.

Selbst Fleckel's industrielle Unternehmungen und kühne Plane wurden von Jacques mit einer gewissen Theilnahme aufgenommen und keineswegs unbedingt zurückgewiesen, ob-

gleich er viel zu vorsichtig war, um sich mit ihm in die ihm vielfach vorgeschlagene Geschäftsverbindung einzulassen; wozu auch die Verhältnisse noch nicht angethan waren, da es sich vorläufig nur darum handelte, sich so gut als möglich zu amusiren.

Zwischen den verwandten Geistern fand jedoch vorläufig eine gewisse Annäherung statt, eine sympathetische Berührung, welche auf ihre spätere innigere Beziehung den größten Einfluß üben und einen entschiedenen Anknüpfungspunkt für die Zukunft bilden sollte.

Einstweilen aber bethätigte der Director des internationalen Museums sein unerschöpfliches gesellschaftliches Talent, indem er noch ein solennes Abschiedsfest zu Ehren des jungen Ehepaares arrangirte, woran sich natürlich die ganze Gesellschaft betheiligte.

Jacques hatte nämlich von seinem Vater einen Brief erhalten, worin ihm dieser meldete, daß die Krankheit der Mutter sich mit jedem Tage verschlimmerte, weshalb er ihn zur Rückkehr dringend aufforderte. So unzeitig und störend ihm auch diese Nachricht kam, so blieb ihm doch nichts übrig, als dem Wunsche des Vaters Folge zu leisten.

„Es trifft sich recht fatal“, sagte er, nachdem er den

Brief gelesen hatte. „Gerade wo wir uns am besten amusiren, müssen wir so schnell wieder abreisen."

„Auf einige Tage", meinte Bella, „kann es wol dabei nicht ankommen. Die Krankheit wird gewiß nicht so gefährlich sein, wie sie die Aerzte machen, die gewöhnlich übertreiben."

„Ich glaube auch nicht, daß die Gefahr so groß ist. Man kann doch nicht so Hals über Kopf forteilen. Vierundzwanzig Stunden mehr oder weniger haben sicher nichts dabei zu bedeuten. Aber selbst im schlimmsten Falle kann ich nichts thun, und dann ist ja Klara bei der Mutter, der es gewiß nicht an der besten Pflege fehlen wird."

Durch diese praktischen Gründe vollkommen beruhigt und getröstet, nahmen Beide ohne Bedenken die Einladung ihrer Freunde an zu dem von Fleckel vorgeschlagenen und auf das beste arrangirte Abschiedsfeste, das den würdigen Schluß ihres Aufenthaltes in Baden-Baden bilden sollte.

An dem festgesetzten Tage zog eine glänzende Cavalcade theils zu Pferde, theils zu Wagen auf dem Wege nach dem alten Schlosse, wo bereits die nöthigen Vorbereitungen zu ihrem Empfange getroffen waren.

Voran ritt Fleckel auf einem kleinen Esel, das würdige Haupt mit einem breiten Strohhut bedeckt, während Rock,

Weste und Hose von gelbem Nanking ihm das Ansehen eines Canarienvogels gaben. Um seine Schultern hing an einem blauen Bande eine Guitarre, die unzertrennliche Begleiterin solcher Ausflüge.

Ihm zur Seite befand sich ebenfalls auf einem bescheidenen Grauthier der würdige Vater Melusinens, Herr Petermann, der seinem Freunde fortwährend zur Zielscheibe des Witzes dienen mußte. Es konnte in der That nichts Lustigeres geben, als wenn Fleckel seinen Esel aus Bosheit antrieb, sodaß dieser im Galop fortsprengte und Petermann unwillkürlich mit fortgerissen wurde, wobei er sich ängstlich mit seinen dicken Beinen und kurzen Armen um den Hals seines mit ihm durchgehenden Maulthiers klammerte.

„Um des Himmels willen!“ schrie der Furchtsame. „Fleckelchen! Nehmen Sie doch Vernunft an. Sie werden mir noch unglücklich machen und mir eine Beinfactur zuziehen. Halten Sie doch still, haben Sie doch Barmherzigkeit mit einem armen Familienvater.“

„Das ist nur die Strafe für Ihre Sünden“, entgegnete der Director des internationalen Museums. „Haben Sie mich nicht auch vergebens bitten lassen, als ich neulich im Pech war und nur einige lumpige Thaler von Ihnen borgen wollte.“

„Das geschah ja nur zu ihrem eigenen Besten", jammerte Petermann keuchend. „Ich wollte Sie nur vor neuen Verlusten an der Bank bewahren. Ich habe Ihnen immer gesagt, daß das Spiel ein Laster ist."

„Strafe muß sein", versetzte Fleckel und gab von Neuem seinem kleinen Esel die Sporen, worauf dieser, vorn und hinten ausschlagend, wieder galopirte und den zahmern Bruder zu ähnlichen halsbrechenden Sprüngen zur Belustigung der ganzen Gesellschaft verführte.

Hinter dem komischen Paare ritt Melusine in ihrer knappen Amazonentracht, welche alle Reize ihres schlanken Wuchses und ihrer vollendeten Formen zur vollsten Geltung brachte. In ihrer Begleitung befanden sich Graf Stutterbach, der nicht von ihrer Seite wich, der Oberst von Stangenberg und auch der Lieutenant gleichen Namens, während Jacques mit Bella im Wagen fuhr, da die Letztere nicht reiten konnte.

Dieser Umstand und der Vorzug, den dadurch die Tänzerin genoß, wirkte entschieden verstimmend auf das junge Ehepaar, indem Bella ihre Nebenbuhlerin darum beneidete, daß sie sich vortheilhaft zu Pferde präsentirte und gewissermaßen den anziehenden Mittelpunkt für die Herren abgab. Am meisten

schmerzte sie die Treulosigkeit des Lieutenants, der nur dann und wann an den Wagenschlag heransprengte, um einige flüchtige Worte mit ihr zu wechseln. Auch Jacques war mit diesem Arrangement, dem er sich jedoch nicht zu widersetzen wagte, keineswegs zufrieden, da er sich weit lieber der Cavalcade angeschlossen hätte, als allein mit seiner Frau zu fahren, mit der er sich bereits zu langweilen anfing.

Von Neuem war er dem Zauber der Tänzerin verfallen, welche vielleicht nicht ohne Absicht ihn mit ihrer Kokketterie wieder umstrickte und durch verführerische Liebenswürdigkeit zu fesseln suchte, um sich an ihm und zugleich an ihrer Rivalin zu rächen. Ihr Spiel war so fein und geschickt angelegt, das Gewebe so zart gesponnen, daß das von ihr ersehene Opfer es kaum merkte, wie sich nach und nach das alte, gefährliche Netz über seinem Haupt zusammenzog.

Mit bewunderungswerther Kenntniß des Charakters benutzte Melusine alle ihr zu Gebote stehenden Mittel, die Schwächen ihres frühern Anbeters, besonders seine Sinnlichkeit und Eitelkeit. Zu diesem Zwecke diente ihr Graf Stutterbach und die übrigen Cavaliere als ein erprobtes Reizmittel für Jacques, da sie aus alter Erfahrung wußte, daß ein Narr viele Narren macht, ein Anbeter den andern nach sich

zieht und die Blumen am meisten begehrt werden, welche von den meisten Schmetterlingen umschwärmt werden.

Dazu kam auch noch ihr Ruf als Tänzerin, ihre Stellung als bekannte Künstlerin, ihr gewissermaßen öffentlicher Charakter, der sie mit einem gewissen Nimbus umgab, wodurch so viele selbst verständige Männer sich blenden und verführen lassen, den Umgang mit den Damen des Theaters zu suchen, abgesehen von dem eigenthümlichen Reiz, der in den freiern Sitten und Lebensanschauungen dieser Bühnengötter liegt.

Es war nicht Eifersucht, sondern weit mehr Neid über die Triumphe der Tänzerin, was Bella's Herz in diesem Augenblick mit Unmuth erfüllte und das Vergnügen an der verabredeten Partie zu stören drohte. Im Grunde genommen ärgerte sie sich weniger noch über Jacques, als über ihren Vetter, den Lieutenant von Stangenberg, von dem sie sich in unverantwortlicher Weise vernachlässigt glaubte.

Aber sie war fest entschlossen, ihrer Nebenbuhlerin nicht den Sieg ohne Kampf zu überlassen, sondern mit ihr in die Schranken zu treten, wozu sie sich auch vollkommen berechtigt hielt. Mit dieser löblichen Absicht langte sie mit Jacques auf dem alten Schlosse an, wohin die übrige Gesellschaft ihnen bereits vorausgeeilt war.

Der Anblick ihrer Rivalin, welche gleich einer Königin in der Mitte ihrer getreuen Vasallen thronte, war keineswegs dazu angethan, ihre Laune zu verbessern, vollends da sie an derselben einen neuen Schmuck erblickte, den sich Bella vor einigen Tagen leider vergebens von ihrem Gatten gewünscht hatte, da das „Ungeheuer“ den Preis des reizenden rosenrothen Korallenhalsbandes für seine erschöpfte Reisekasse viel zu theuer fand.

Jetzt aber sah sie das vielbegehrte Kleinod an dem Nacken der Tänzerin, und ihre instinctartige Ahnung sagte ihr, daß Jacques der Geber des ihr versagten Schmuckes sei. Dieser Verdacht genügte, um vollends ihr die gute Laune zu verderben, ihren Widerwillen gegen Melusine noch zu steigern und ihrer ohnehin nur schwachen Neigung für Jacques den Todesstoß zu geben.

Bella war jedoch zu klug, um ihre Empfindlichkeit zu zeigen, indem sie es vorzog, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und sich zugleich an ihrem Gatten und ihrer Nebenbuhlerin zu rächen, wobei sie bereits ihre bedeutenden Fortschritte in der weiblichen Verstellungskunst verrieth.

Mit der größten Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit begrüßte sie jetzt die Tänzerin, sie mit den ausgesuchtesten Complimenten über ihre geschmackvolle Toilette überhäufend.

„Das Reitkleid", sagte sie mit erkünsteltem Lächeln, „steht Ihnen zum Entzücken."

„Und Ihre Robe", erwiderte Melusine mit derselben Münze zahlend, „ist das Geschmackvollste, was ich in dieser Saison gesehen."

„Ich finde, daß Sie immer am besten aussehen, wenn Sie sich nicht decolettiren", versetzte Bella, das Feuer aus ihren Batterien eröffnend, indem sie auf die etwas magere Büste und den braunen Teint der Tänzerin anspielte.

„Dagegen würde ich Ihnen rathen, keine kurzen Kleider u tragen, weil man dazu einen sehr kleinen Fuß und eine besonders elegante Chaussüre haben muß."

„Ich bin Ihnen für diesen freundschaftlichen Wink verbunden, obgleich ich nicht daran denke, Ihnen in dieser Beziehung Concurrenz zu machen, da diese Partie ihre ausschließliche Domaine ist und gewissermaßen zum Metier gehört."

„Wie meinen Sie das?" fragte Melusine in etwas gereiztem Ton.

„O! es fällt mir nicht ein, mich mit einer berühmten Tänzerin zu messen, deren Piedestal der Oeffentlichkeit angehört", entgegnete Bella, mit ausgesuchter Artigkeit wieder einen Pfeil auf Melusine abschießend.

Diese kleinen Plänkeleien leiteten gleichsam den Krieg zwischen den Damen ein, der zwar mit der größten Erbitterung, aber vorläufig noch mit einer gewissen Courtoisie geführt wurde. Man begnügte sich mit Stecknadelstichen, mit leichten Fleuretstößen, ehe man zu den schärfern Waffen griff.

Beide waren Meisterinnen in der Kunst, lächelnd Wunden zu schlagen und mit Höflichkeit eine Gegnerin zu vernichten, wie jener römische Kaiser, der seine Feinde bei einem Gastmahl mit Rosenblättern erstickte, oder wie die berüchtigte Lucrezia Borgia, die ihren Opfern unter Küssen den vergifteten Becher reichte.

Weder in ihren Mienen noch in ihren Blicken verrieth sich ihre wahre Gesinnung, die gegenseitige Abneigung, der tödliche Haß, den sie unter der Maske der Intimität zu verbergen wußten, sodaß sie ein oberflächlicher Beobachter für die besten Freundinnen halten konnte.

Es war ein ebenso interessantes als eigenthümliches Duell, wie es nur zwischen zwei auf einander eifersüchtigen Frauen aus der Gesellschaft vorzukommen pflegt, ein stiller Kampf auf Leben und Tod, von dem die Umstehenden jedoch keine Ahnung hatten. Statt der Kugeln wurden dabei nicht minder mörderische Reden gewechselt, und statt der blitzenden Klingen die schärfsten, verletzendsten Worte gekreuzt.

Bella that, als ob sie den vielbeneideten Korallenschmuck an dem Halse der Tänzerin, den eigentlichen Gegenstand ihres Kummers, ihrer zunehmenden Erbitterung, erst jetzt bemerkte.

„Welch reizendes Halsband!“ rief sie mit geheuchelter Bewunderung. „Ich habe nie etwas Schöneres gesehen. Die Farbe ist wundervoll; darf man fragen, woher sie den Schmuck haben?“

„Ich habe ihn geschenkt bekommen“, erwiderte Melusine mit der größten Unbefangenheit.

„Dann haben Sie ihn gewiß sehr theuer bezahlt“, versetzte Bella mit boshaftem Lächeln, absichtlich die Antwort der Tänzerin misverstehend.

„Er kostet mich nichts“, wiederholte Melusine nachdrücklich, während sie von innerer Wuth zitterte.

„Mir war der Preis zu hoch, obgleich ich mir die Korallen sehr gewünscht habe. Ihnen kommt es nicht darauf an, dafür zu geben, was man fordert.“

„Sie täuschen sich, gnädige Frau, das Halsband ist ein Andenken.“

„Ein Andenken an den glücklichen Geber. Verzeihen Sie meinen vorigen Irrthum, ich hätte wissen sollen, daß Damen, welche der Oeffentlichkeit angehören, ihren Schmuck mit ihren Leistungen mehr als reichlich bezahlen.“

Ohne die Antwort der tödlich beleidigten Tänzerin abzuwarten, wandte sich Bella mit der unschuldigsten Miene zu ihrem in der Nähe befindlichen Gatten, der mit sichtlicher Verlegenheit der verfänglichen Unterhaltung der beiden Damen beiwohnte.

„Du stehst ja wie ein armer Sünder da“, lachte sie boshaft. „Gewiß bedauerst du, daß du mir nicht das Halsband gekauft hast, um das ich dich gebeten. Wenn ich nicht irre, so trägt Fräulein Saint-Pierre denselben Schmuck, den du mir versagt hast.“

„Korallen sehen sich leicht ähnlich“, murmelte der unglückliche Jacques im Bewußtsein seiner Schuld.

„Diesmal will ich dir noch verzeihen“, versetzte sie im scherzenden Tone, „aber ich werde mich das nächste mal zu revanchiren wissen.“

Zum Glück unterbrach der herbeieilende Fleckel die peinliche Scene, indem er die Gesellschaft zu Tische rief. Bella reichte ihren Arm mit viel verheißendem Blick ihrem Vetter, dem Lieutenant Stangenberg, während Melusine zwischen Jacques und dem Grafen Stutterbach sich niederließ. An der Tafel, welche auf das beste und feinste servirt war, herrschte zwischen den kriegführenden Damen ein stillschweigender

Waffenstillstand, der von ihnen dazu benutzt wurde, um neue Kräfte zu sammeln, Hülfstruppen zu werben und ihre Macht durch frische Bundesgenossen zu verstärken.

Beide suchten zu diesem Zweck sich an Liebenswürdigkeit gegen ihre Nachbarn zu überbieten, wobei sie alle ihnen zu Gebote stehende Koketterie aufwendeten. Die ganze Gesellschaft, vor Allen aber die Betheiligten, befanden sich trotzdem in einer eigenthümlichen Spannung, indem die äußere Heiterkeit im entschiedensten Gegensatz zu der innern Unruhe stand.

Man scherzte und lachte über Tisch nur noch lauter als sonst, um die herrschende Misstimmung und Verlegenheit zu verbergen, aber die rauschende Fröhlichkeit hatte etwas Gezwungenes, fast Unheimliches, als fürchtete man eine plötzliche Krisis. Während man die galantesten Phrasen wechselte, beobachtete man sich mit den schärfsten Blicken, und unter den wärmsten Freundschaftsversicherungen lauerte der glühende Haß.

Der heimliche Groll der Damen schien sich auch den Herren mitzutheilen, die sich offenbar in zwei Heerlager spalteten und Partei ergriffen, indem sich Stangenberg und dessen Onkel für Bella, Graf Stutterbach und Jacques für die Tänzerin erklärten. Der Letztere suchte seinen Verdruß im Weine zu ertränken, und war bald doppelt von dem perlenden Cham-

pagner und den feurigen Blicken der gefährlichen Nachbarin berauscht.

Zufällig oder aus Zerstreuung verwechselte er sein Kelchglas mit dem der schönen Tänzerin, was diese keineswegs übel zu nehmen schien, wogegen Bella um so empörter über diesen neuen Beweis seiner Untreue war. Ihren scharfen Augen entging es nicht, wie Jacques gierig mit den Lippen die Stellen küßte, welche Melusinen's Mund berührt hatte, während diese kokett über seine Huldigung lächelte und mit ihm Blicke des Einverständnisses tauschte.

Dafür suchte sie sich zu entschädigen, indem sie dem verführerischen Flüstern des Lieutenants ein geneigteres Ohr als früher lieh und sich mit sichtlichem Wohlgefallen seine Galanterie gefallen ließ. Ohne Bedenken duldete sie jetzt die kleinen Freiheiten ihres Nachbarn, der mit ihr anstieß und ihr zärtlich unter dem Tische die Hand küßte, ohne daß sie ihm darum zürnte.

Bella glaubte dabei nur vollkommen in ihrem Rechte zu sein, wenn sie Gleiches mit Gleichem vergalt. Hauptsächlich aber war es ihr darum zu thun, dem würdigen Gatten ein Paroli zu bieten und sich an ihm für seine offenbare Untreue zu rächen, für die es ihr keineswegs an Beweisen fehlte.

Der Lieutenant dagegen benutzte die ihm willkommene Gelegenheit und schürte die vorhandene Glut; auch nahm er keinen Anstand, das durch die Verheirathung Bella's abgebrochene Verhältniß wieder anzuknüpfen; was ihm unter diesen Umständen keineswegs schwer fallen konnte.

Um den Preis ihrer neuen Gunst wurde er an Jacques zum Verräther, indem er sie in ihrem Verdacht bestärkte, daß dieser der Tänzerin das verhängnißvolle Halsband zum Geschenk gemacht habe.

„Ich weiß es von Melusine selbst", flüsterte der Lieutenant, „die gar kein Geheimniß aus der Geschichte macht."

„Der Verräther!" murmelte Bella. „Für mich waren ihm die Korallen zu theuer und ihr hat er sie gekauft. Ach! ich bin die unglücklichste Frau auf dieser Welt."

„Andere Männer wissen Ihren Werth um so mehr zu schätzen."

„Ist es nicht schändlich", klagte sie, „mich einer solchen Creatur zu opfern?"

„Unverzeihlich!" zischelte die Schlange in bunter Uniform. „Ich weiß nicht, wo Jacques seine Augen hat. Die gelbe Hexe hat es ihm angethan. Er hat immer einen gemeinen Geschmack gehabt und sich nur für Frauen von zweideutigem Ruf interessirt."

„Das soll er büßen, ich werde mich an ihm rächen."

„Das finde ich nur natürlich und biete Ihnen mit Vergnügen meine Hand dazu."

Nicht minder aufregend war die Unterhaltung, welche auf der entgegengesetzten Seite zwischen Melusine und Jacques stattfand, der sich in seinem zunehmenden Rausche keinen Zwang auferlegte und mit seiner verführerischen Nachbarin wieder ganz auf dem alten vertrauten Fuße verkehrte.

„Nehmen Sie sich doch in Acht!" flüsterte Melusine. „Wir werden beobachtet. Ihre Frau verwendet keinen Blick von uns."

„Was kümmert mich meine Frau? Die ist mir vollkommen gleichgültig."

„Sie hat Verdacht, daß Sie mir das Halsband geschenkt haben, und ich wette, daß sie es durch Stangenberg weiß, von dem sie sich auffallend den Hof machen läßt."

„Ich bin durchaus nicht eifersüchtig."

„Sie scheinen nicht zu wissen, daß Stangenberg schon vor ihrer Verheirathung eine Liaison mit Ihrer Frau hatte. Ich würde Ihnen doch rathen, sich vorzusehen, damit Sie nicht betrogen werden."

„Glauben Sie wirklich, daß Bella mit dem Lieutenant ein ernstes Verhältniß hatte?"

„Ich zweifle nicht daran; nach dem, was mir Stutterbach gesagt hat, scheinen Beide auf höchst intimem Fuße gestanden zu haben."

„Höll' und Teufel! Sie soll mich kennen lernen. Ich werde ihr zeigen, daß ich in solchen Dingen keinen Scherz verstehe."

„Hier ist nicht der Ort dazu. Sie würden sich nur lächerlich machen."

„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Jedenfalls werde ich früher oder später mit meiner Frau und dem Lieutenaut Abrechnung halten."

So erweiterte sich mit jedem Augenblick durch fremde und durch eigene Schuld die Kluft zwischen den beiden Ehegatten, deren Herz durch Neid, Eifersucht, Zwischenträgerei und Rache so vergiftet wurde, daß ihre ohnehin schwache Neigung in Haß, ihre Gleichgültigkeit in Ueberdruß sich zu verwandeln drohte.

Nur die Rücksicht auf die Gesellschaft und Fleckel's unerschöpfliche Späße verzögerten den Ausbruch der Katastrophe und beschwichtigten immer wieder den aufsteigenden Groll. Von Neuem bewährte der Vergnügungs-Commissarius sein Talent, indem er bald eine pikante Anekdote zum Besten gab,

bald ein komisches Lied vortrug, wozu er sich mit der Guitarre begleitete.

Besondern Beifall fand seine mimische Begabung, womit er die Sprache und Geberden der bekanntesten Schauspieler auf das täuschendste nachahmte und wodurch er das lauteste Gelächter erregte. Damit wechselten andere heitere Vorstellungen ab, indem er mit Hülfe einer weißen Serviette sich in eine alte Frau umwandelte, die beim Federschleißen einschläft, oder einen Flickschneider copirte, der sich vergebens bemüht, den Faden durch das Nadelöhr zu ziehen und beim Bügeln sich die Finger verbrennt. Auch wußte er das Prasseln eines Feuerwerks, das Knattern der Schwärmer und Platzen der Raketen durch Bewegung seiner Zunge äußerst geschickt hervorzubringen.

Durch solche geistreiche Scherze, die besonders an Jacques und dem Grafen Stutterbach ein dankbares Publikum fanden, erwarb sich Fleckel ein unbestreitbares Verdienst um die Gesellschaft und den Namen eines „famosen Kerls", mit dem ihn der Oberst von Stangenberg wiederholt beehrte.

Zum Schluß des Diners hielt er noch eine Rede, worin er die nahe bevorstehende Abreise eines gewissen Herrn und einer gewissen Dame erwähnte, deren Scheiden zwar ein

unersetzliche Lücke, aber auch ein unvergeßliches Andenken in dem Herzen aller Anwesenden hinterlassen werde.

„Sie leben hoch und abermals hoch!" rief Fleckel, einen Kanon anstimmend, in den die Uebrigen harmonisch einfielen. Mit den gefüllten Gläsern wurde auf das Wohl des scheidenden Ehepaares getrunken und angestoßen. Melusine und Bella gaben sich den Judaskuß, während sie sich innerlich verwünschten. Auch Jacques näherte sich seiner Gattin, um mit ihr anzustoßen, wobei er, gewiß nur aus Unachtsamkeit, ihre neue Seidenrobe mit Wein begoß.

„Ungeschickter!" zürnte sie mit wüthenden Blicken.

Von Zorn und Wein berauscht, stieß er eine rohe Verwünschung aus, die zum Glück in dem allgemeinen Lärm verhallte. Bella schwieg, aber auf dem Rückwege, wo sie mit ihm allein im Wagen saß, erfolgte eine Scene, wobei von beiden Seiten jede Rücksicht außer Augen gesetzt wurde und Worte fielen, für die es keine Entschuldigung, keine Verzeihung gibt.

In der höchsten Aufregung erreichte das erbitterte Ehepaar das Hotel, wo Jacques eine telegraphische Depesche von seinem Vater vorfand, mit der Meldung von dem Tode seiner Mutter.

11.

Vor der Thür des reichen Bankhauses Schröder und Compagnie hielt der von vier Pferden gezogene Todtenwagen, um die sterblichen Ueberreste der Gattin aufzunehmen. Leichendiener in langen schwarzen Mänteln und dreieckigen Hüten mit bis zu den Füßen niederwallenden Flören machten ein um so traurigeres Gesicht, je besser sie dafür bezahlt wurden. Die ganze Nachbarschaft war auf den Füßen, um das schöne Begräbniß nicht zu versäumen, das durch den aufgewendeten Pomp, durch den dabei entfalteten Glanz und Luxus die wahre Trauer und den innern Schmerz zu ersetzen suchte.

Selbstverständlich war ein prächtiger Katafalk errichtet, worauf der Sarg aus dem ersten Magazin der Residenz von schwarzem Ebenholz mit silbernen Beschlägen unter riesigen Palmen, Cypressen und Lebensbäumen ruhte, mit Trauerkränzen förmlich bedeckt und von zahllosen Kerzen beleuchtet.

Das ganze Arrangement, von einem ausgezeichneten Decorateur angeordnet, machte dem Geschmack des betrübten Commerzienraths alle Ehre.

Ein überaus zahlreiches Leichengefolge, die Verwandten, Freunde und Bekannten des Hauses, hatten sich eingefunden und erwiesen der Leiche eine weit größere Aufmerksamkeit, als je der guten, bescheidenen Frau bei Lebzeiten gezollt wurde. Obgleich die Verstorbene Vielen gänzlich unbekannt, den Meisten völlig gleichgültig war, forderte es doch die gute Sitte von ihnen, eine möglichst betrübte Miene anzunehmen und den Leidtragenden das innigste Mitgefühl zu zeigen.

Auch der vorzüglichste Kanzelredner der Residenz war erschienen, um in einer bewunderungswürdigen Rede die Tugenden und Verdienste der Seligen zu feiern, von der er nicht viel mehr wußte, als daß sie gelebt hatte und gestorben war; was ihn jedoch keineswegs abhielt, ihr alle möglichen guten Eigenschaften des Herzens und des Geistes nachzurühmen, worüber sie gewiß erröthet wäre, wenn sie nicht todt gewesen.

Seine salbungsvollen Worte trugen entschieden dazu bei, die nächsten Angehörigen zu trösten, sodaß sie mit christlicher Fassung den schweren Verlust ertrugen und ohne zu murren

die Schickung Gottes hinnahmen. Außerdem beruhigte den Commerzienrath ganz besonders noch der Gedanke, daß er nichts vernachlässigt, was bei solcher Gelegenheit schicklich war, um ein respectables Begräbniß für seine Frau zu veranstalten.

Nebenbei erinnerte er sich wol auch an die Herzensgüte der Verstorbenen, an ihre himmlische Sanftmuth und Geduld, womit sie stets seine Launen ertragen, an ihre unerschöpfliche Liebe, die alle seine Schwächen und Fehler übersehen und ihm verziehen. Unwillkürlich füllten sich seine Augen mit Thränen, und in seinem sonst so kalten und egoistischen Herzen regte sich ein unangenehmes Gefühl, eine ihm selbst peinliche Rührung, die wesentlich durch den Anblick des Sarges und der Nähe der Todten noch verstärkt und unterhalten wurde.

An der Seite des Vaters stand der einzige Sohn der Verstorbenen; Jacques war noch rechtzeitig von Baden-Baden eingetroffen, um der Trauerfeierlichkeit beizuwohnen. Trotzdem hätte er fast das Begräbniß seiner Mutter versäumt, da ihn der Friseur in Stich gelassen und Bella's Trauer-Toilette, die ihr beiläufig zum Entzücken stand, nicht rechtzeitig fertig geworden war.

Er war kein Freund von solch erschütternden und trüben

Scenen, auch war ihm jede Erinnerung an den Tod zuwider, und der bloße Anblick einer Leiche erfüllte ihn mit Furcht und Schauder, da er ein überaus zartes Nervensystem besaß.

Von Zeit zu Zeit nahm er sein weißes, ostindisches Foulard aus der Tasche, mehr um den Schweiß von seiner Stirn, als um die Thränen zu trocknen, obgleich er des Anstandes wegen wirklich bemüht war, einige Tropfen zu vergießen. Auch Bella hielt das feine parfumirte Batisttuch vor den Augen, nicht um ihr Weinen, sondern den Mangel an Thränen zu verbergen.

Um so mehr leistete die Geheimräthin von Witzenhausen, da sie an einer Schwäche der Thränendrüsen litt und gern bei solchen Gelegenheiten ihr empfindsames Herz zeigte, während sie im Stillen bereits an die Wiederverheirathung des Commerzienraths und die möglichen Folgen eines solchen Schrittes ernstlich dachte.

Nur Klara und ihre Schwester Mathilde, die Gattin des Fabrikbesitzers Weller, überließen sich ungetheilt der Trauer um die gute Mutter, deren unendliche Liebe und selbstlose Opferfähigkeit Beide allein kannten und würdigten. Aber während die ältere Schwester mit der ganzen Heftigkeit ihres leicht beweglichen Temperaments ihren Schmerz zur Schau trug,

verschloß die jüngere Klara ihr um so tieferes Leid in der gramzerrissenen Brust.

Wie sie so an dem Sarge stand, bleich, starr, fast thränenlos, hätte man sie fast für eine Statue der Trauer halten können, für das verkörperte Bild des wahren Schmerzes, der weder Worte noch Thränen braucht. Sie allein empfand die ganze Größe des erlittenen Verlustes, sie allein erfaßte die unscheinbaren und doch so großen Eigenschaften der Verstorbenen, die in ihrer Schlichtheit und Einfachheit instinctmäßig jede weibliche Tugend übte und der gute Geist des ganzen Hauses war.

Deshalb erklärte auch Klara mit der ihr eigenen Festigkeit, daß sie die Todte auf den Kirchhof begleiten wollte, was die andern Frauen nicht für passend erachteten und Jacques als eine excentrische Laune seiner überspannten Schwester bezeichnete, wogegen Onkel Weller ihr beistimmte.

„Ich sehe nicht ein", sagte der alte Sonderling, „warum eine Tochter nicht ihre Mutter zum Grabe begleiten und ihr die letzte Ehre erweisen soll. Die neue Mode will mir nicht gefallen, weil sich dahinter nur die Feigheit vor dem Schmerz, die rücksichtsloseste Selbstsucht versteckt. Auch kommt es mir nicht wie eine Schonung, sondern wie eine Erniedrigung für

die Frauen vor, wenn man ihnen so wenig Selbstbeherrschung zutraut. Außerdem glaube ich, daß es Mancher nicht schaden, sondern nur nützen kann, den Kirchhof zu besuchen, der besser als alle Prediger die irdische Eitelkeit und die Vergänglichkeit dieser Welt uns lehrt.“

Obgleich Jacques über solche wunderliche Ansichten die Achseln zuckte und der Commerzienrath schon wegen des Anstandes nicht damit ganz einverstanden war, so ertheilte er, wenn auch mit Widerstreben, seinen Töchtern die Erlaubniß, der Leiche zu folgen, unter der Bedingung, daß sie ihm keine Scene machen dürften.

Draußen auf dem Kirchhof wartete die neugierige Menge der unbeschäftigten Dienstboten und alten Frauen, welche kein ansehnliches Begräbniß zu versäumen pflegen und dazu wie zu einem Schauspiel herbeilaufen. Darunter befanden sich wol auch viele arme Leute, die aus dankbarem Herzen gekommen waren, um ihrer geheimen Wohlthäterin die letzte Ehre zu erweisen.

Manche Thräne floß dem Andenken der guten Frau und manche Rede beklagte den Verlust der Verstorbenen, die im Verborgenen, ohne jeden Prunk, den Hülfsbedürftigen eine Stütze gewesen war und stets für die Nothleidenden gesorgt

hatte. Hier erntete sie, was sie gesäet, und die Trauerrede der Armen klang noch weit schöner und ergreifender, als die Worte des berühmten Geistlichen, obgleich sie nicht dafür bezahlt wurden.

Zu diesen ungebetenen Gästen gehörte auch der junge Maler, da er keine mit breitem schwarzen Rande versehene Todesanzeige erhalten hatte. Für ihn bedurfte es jedoch keiner Aufforderung, um sich an dem Begräbnisse seiner aufrichtig beklagten Tante zu betheiligen. Er hatte die Todte stets geliebt und hoch verehrt, da sie auch ihm nur Gutes erwiesen. Daran dachte er jetzt, und er folgte nur den Eingebungen seines Herzens, als er die ihm absichtlich zugefügte Beleidigung übersah und ohne Einladung zu der Beerdigung sich einstellte.

Aus gebotener Rücksicht stand er in einiger Entfernung vom Sarge, sodaß ihn seine Verwandten nicht bemerken konnten. Erst als die Leiche in die dazu bestimmte Familiengruft hinabgesenkt wurde, trat er hervor, um seine Liebesgabe, einen einfachen Immortellenkranz, auf den Sarg zu legen.

Der Commerzienrath that, als ob sein ungerathener Neffe nicht für ihn existirte; selbst die Heiligkeit des Schmerzes vermochte nicht, ihn milder zu stimmen. Jacques dagegen mur-

melte etwas von „frecher Unverschämtheit" und „bettelhafter Zudringlichkeit" in den Bart; nur Klara dankte ihm mit thränenfeuchten Blicken für die treue Liebe, die er durch seine Gegenwart der Todten bewiesen.

Wol drängte es ihn, ihr ein Wort des Trostes und der Theilnahme zu sagen, aber die feindlichen Blicke, die eisigen Gesichter seiner nächsten Verwandten schreckten ihn zurück und schnürten ihm die Kehle zusammen. Nur im Stillen betete er mit gefalteten Händen für die Ruhe der Todten, für das Glück und den Frieden der verlassenen Freundin.

Die Leichenfeierlichkeit war beendet, die Gruft geschlossen. Die Menge zerstreute sich, vollkommen befriedigt von dem Schauspiel und rühmte „das schöne Begräbniß", an dem ihr kritisches Auge nichts auszusetzen fand, als den Mangel an wahrer Trauer. Die Leidtragenden und ihre Freunde stiegen in die vor dem Kirchhof wartenden Equipagen und fuhren im schnellen Trab nach der Stadt zurück.

Die Wenigsten dachten noch an die Verstorbene, sondern an ganz andere Dinge, an ihre Geschäfte und Zerstreuungen. Einer und der Andere sprach wol auch von der Todten und rühmte ihre Herzensgüte und ihr Wohlthun, obgleich die Mehrzahl sie für unbedeutend hielt und der Meinung war,

daß der Commerzienrath sich schnell trösten und wol beeilen würde, den Verlust zu ersetzen.

Auch Bernhard verließ den Kirchhof, wenn auch mit andern Empfindungen, als die gedankenlose Menge. Aufrichtig betrauerte er die Verstorbene, mit der ihm das letzte Band zerrissen schien, das ihn an seine Verwandten knüpfte. Er kam sich wie ein Verbannter, wie ein Ausgestoßener vor, und der Gedanke an die eben erlittene Behandlung steigerte nur noch seinen Schmerz um die Todte.

Es war nicht die einzige bittere Erfahrung, die er in der letzten Zeit gemacht; so manche schwere Sorge, mancher ernste Kummer beugte seinen frischen Muth, nagte an seinem Herzen und lähmte die Schwingen seines Geistes. Die harte Nothwendigkeit zwang ihn jetzt, für das tägliche Brot zu arbeiten, und wenn er auch freudig jedes Opfer für die Seinigen brachte, so litt doch der Künstler unter dem Druck der Verhältnisse.

Aber noch mehr als diese äußern Bedrängnisse schmerzte ihn der innere Zwiespalt mit den frühern Freunden, der gewichene Friede in der eigenen Familie, die Leiden seiner nächsten Angehörigen, obgleich diese sichtlich bemüht waren, ihm ihren Kummer zu verbergen. Wider Willen verrieth ihm

jedoch das ernste Gesicht der Mutter, die verweinten Augen seiner Schwester, daß ihr bisheriges stilles und bescheidenes Glück erschüttert war.

Dazu gesellte sich noch das gestörte Verhältniß zu seinem hochverehrten Lehrer, der zwar von seiner Krankheit genesen war, aber an einer großen Reizbarkeit zu leiden und menschenscheuer als je geworden zu sein schien. Der frühere Verkehr zwischen Bernhard und dem Professor war so gut wie aufgehoben, da dieser erklärt hatte, daß er aus Rücksicht auf seine in der That angegriffene Gesundheit, besonders wegen einer zurückgebliebenen Schwäche seiner Augen, den Unterricht seiner Schüler aufgeben müßte.

Aus demselben Grunde konnte er Anunziata nur äußerst selten und verstohlen sehen; sie selbst bat ihn, seine Besuche so sehr als möglich zu beschränken, um nicht den Verdacht des mistrauischen Vaters zu erregen und eine unausbleibliche Katastrophe herbeizuführen.

Je größer aber die Hindernisse waren, die sich seiner Liebe entgegenstellten, desto mächtiger wuchs die glühende Leidenschaft in den jungen Herzen, die sich in unbefriedigter Sehnsucht zu verzehren drohten. Während Bernhard sich noch immer der Hoffnung überließ, die Vorurtheile des menschenfeind-

lichen Meisters zu überwinden, verzweifelte Anunziata, da sie nur zu gut den starren Sinn und die Heftigkeit ihres Vaters kannte.

Die fortwährenden Kämpfe und Aufregungen, die mit ihrer Lage verbunden waren, untergruben nach und nach ihre zarte Gesundheit. In demselben Maße, wie sich der Professor erholte, kränkelte Anunziata, gleich einer Blume, der die zum Gedeihen nothwendige Luft und das unentbehrliche Sonnenlicht fehlt.

Täglich wurden ihre Wangen blässer, ihre feine Gestalt nur noch ätherischer, geisterhafter; ihre glänzenden Augen umflorten sich und ein tiefes inneres Leiden sprach aus den abgespannten Zügen. Diese nachtheiligen Veränderungen entgingen keineswegs den Blicken des besorgten Professors, der auch den wahren Grund des Hinschwindens zu ahnen schien, ohne jedoch mit seiner Tochter darüber zu sprechen, während Bernhard von neuer Besorgniß erfüllt war.

Von solchen schmerzlichen Gedanken bestürmt, verfolgte jetzt der junge Maler seinen Weg nach der Stadt, der ihn an der abgelegenen Wohnung des Professors vorüberführte. Bei dem Anblick des bekannten Hauses ergriff ihn eine wunderbare Unruhe, sodaß er unwillkürlich davor stehen blieb.

Gegen alle frühere Gewohnheit fand er das sonst ver-

schlossene Thor weit offen, sodaß er der Versuchung nicht zu widerstehen vermochte, in den verwilderten Park zu treten, wo er Anunziata zu finden, oder wenigstens den alten, ihm geneigten Diener zu sprechen hoffte.

Die tiefe, lautlose Stille, welche in den schattigen Gängen des Gartens immer herrschte, war ihm noch nie so aufgefallen wie gerade heute. Eine unerklärliche Angst lastete auf seiner Seele, während er zwischen den alten Bäumen wandelte, ohne einem Menschen zu begegnen.

Selbst auf die Gefahr, den Verdacht des menschenfeindlichen Professors von Neuem zu erwecken, wenn er von ihm bemerkt werden sollte, näherte er sich dem verschwiegenen Pavillon, wo Anunziata an so schönen Tagen unter ihren Blumen und Vögeln zu träumen pflegte.

Mit klopfendem Herzen betrat er das kleine Heiligthum, das ihn an glückliche Stunden erinnerte. Schon aus der Ferne begrüßten ihn die geschwätzigen Papagaien wie einen alten Bekannten. Ihr Liebling, ein weißer Kakadu mit rosenrother Haube, rief ihren Namen, aber mit so kläglicher Stimme, daß Bernhard unwillkürlich zusammenfuhr. Die exotischen Blumen und Palmen ließen ihre Blätter hängen, als ob sie ihre Pflegerin vermißten und beklagten.

Von schmerzlicher Ahnung ergriffen, trat er in den Pavillon, aber sie war nicht zugegen. Noch mehr als ihre Abwesenheit befremdete ihn die hier herrschende Unordnung, welche mit der sonstigen Sauberkeit des reizenden Aufenthalts um so schärfer contrastirte.

Die zierlich geflochtenen Stühle und Tische waren zum größten Theil entfernt, die Mandoline, worauf sie sich zu ihrem Gesange zu begleiten pflegte, verschwunden. Statt der frischen Blumen, die sie über Alles liebte, standen in bestaubten Vasen die verwelkten Bouquets und auf dem Boden lagen die abgefallenen, dürren Blätter. Das Alles machte einen so wüsten und traurigen Eindruck auf ihn, daß er nicht länger bleiben mochte.

Mit schwerem Herzen verließ er den Pavillon, indem er sich immer mehr der Befürchtung hingab, daß Anunziata erkrankt sei, oder sie ein Unfall getroffen. Dieser quälende Gedanke verscheuchte jedes fernere Bedenken; selbst der Zorn des Professors konnte ihn nicht zurückschrecken; er wollte und mußte sich Gewißheit verschaffen.

Ohne sich aufzuhalten, eilte er jetzt nach dem wohlbekannten Hause, um unter irgendeinem Vorwande Erkundigungen einzuziehen. Die Fenster waren trotz der milden Luft verschlossen, die grünen Jalousien herabgelassen, die Thüre fest verwahrt.

Wiederholt läutete er an der Glocke, aber Niemand öffnete ihm, kein Mensch antwortete ihm; nur der schrille Ton der Klingel schallte durch die öden, ausgestorbenen Räume wie das Wimmern der Sterbeglocke. Eine unaussprechliche Angst erfaßte ihn, ein kalter Schauer rann durch seine Glieder.

Einige Augenblicke vergingen so in namenloser Pein, in banger Erwartung. Von Neuem riß er an der Glocke so heftig, daß ihr lauter Klang die Todten erwecken konnte. Endlich ließ sich ein dumpfes Geräusch hören, dröhnende Tritte hallten in dem mit Steinen gepflasterten Vorsaal, der Riegel wurde langsam zurückgeschoben, und durch die halb geöffnete Thür blickte das mürrische Gesicht der alten Frau, welche gewöhnlich die Dienste einer Pförtnerin verrichtete.

„Was ist das für ein Lärm?" fragte sie verdrießlich. „Was wollen Sie hier?"

„Ist der Herr Professor Blechheim zu sprechen?"

„Nein!"

„Und Fräulein Anunziata?"

„Auch nicht."

„Beide sind doch wohl?" stotterte Bernhard verlegen.

„Das weiß ich nicht."

„Sie würden mir einen großen Gefallen thun, wenn

Sie mir sagen wollten, ob der Herr Professor Blechheim zu Hause ist."

„Nein!"

„Aber das Fräulein —"

„Es ist kein Mensch im Hause, außer mir; Alles fort!"

„Doch nicht verreist!" rief Bernhard überrascht.

„Ja!" versetzte die lakonische Alte.

„Seit wann?"

„Seit gestern Abend."

„Und wohin?"

„Das weiß ich nicht."

Damit wollte die wortkarge Frau sich entfernen, indem sie sich anschickte, die Thüre wieder zu verschließen, woran sie jedoch Bernhard durch das Zaubermittel einiger Geldstücke hinderte, für welche selbst die mürrische Alte nicht ganz unempfänglich schien. Die galvanische Berührung des Silbers löste wenigstens einigermaßen die starre Zunge, sodaß der junge Maler nach und nach von ihr erfuhr, was er wissen wollte.

„Das arme Fräulein", sagte die Pförtnerin in milderm Tone, „sah so bleich aus wie eine Leiche, und die Thränen liefen ihr nur so über das Gesicht, als sie in den Wagen stieg, es hätte einen Stein erbarmen mögen, und sie kam mir wie

ein wahres Opferlamm vor. Der Professor sprach mit ihr, aber ich verstand nicht, was er ihr sagte, da sie Beide in einer fremden Sprache mit einander redeten. Endlich schien sie sich zu beruhigen und sie folgte ihm; der alte Friedrich begleitete sie mit der ganzen Bagage, und fort ging es nach der Eisenbahn."

„Und Sie wissen nicht, wohin sie gefahren sind und wie lange sie fortbleiben werden?"

„Ich glaube, daß sie nicht so bald zurückkommen werden, am Ende sehen wir sie wol gar nicht mehr wieder. Der alte Friedrich meinte, daß es weit fortginge, übers Meer nach dem Lande, wo sie den Papst anbeten und Alles katholisch ist. Dort soll das Fräulein in ein Kloster gebracht werden; was ich aber nicht glaube, da der Herr sich gewiß nicht von ihr trennen will, noch dazu, wo sie krank und elend ist. Da müßte er ja ein wahrer Rabenvater sein."

Das war ungefähr Alles, was Bernhard von der Alten erfuhr. So mangelhaft und verworren auch ihre Mittheilungen waren, so reichten sie hin, ihn mit Bestürzung und Verzweiflung zu erfüllen. Vergebens erschöpfte er sich in Muthmaßungen über den Grund dieser plötzlichen Abreise, die einer wahren Flucht so ähnlich sah. Er konnte es nicht fassen, daß

Anunziata ihm nicht die geringste Nachricht, kein Zeichen gegeben, keinen Brief für ihn hinterlassen hatte, obgleich er wohl wußte, daß sie von allen Seiten bewacht wurde.

Noch immer hoffte er einen, wenn auch noch so dürftigen Aufschluß zu erhalten, irgend einen Fingerzeig, eine Spur der Verschwundenen zu entdecken. Zu diesem Zwecke bat er die Pförtnerin, ihm die Wohnung des Professors, vor Allem aber das Zimmer der Geliebten zu zeigen, zu dem sie, wie er wußte, die Schlüssel in Verwahrung hatte.

Nach einigem Zögern, das durch eine neue Geldspende und durch die Bitten des Malers gehoben wurde, willigte sie in sein Begehren. Zunächst öffnete sie das ebenfalls verschlossene Atelier des Meisters, das in seiner jetzigen Verlassenheit einen überaus traurigen Anblick bot. Die großen Cartons waren von den Wänden abgenommen und lagen zusammengerollt in einer Kiste, die übrigen Bilder, Skizzen und Studienköpfe standen und lagen in wüster Unordnung gegen die Wand gekehrt; nur einige besonders werthvolle Gemälde schienen fortgebracht. Ueberreste von Stroh und Heu, das zur Verpackung benutzt wurde, bedeckten den Boden und verriethen die Hast und Eile der Abreise, da man sich nicht einmal die Mühe genommen hatte, die zurückgebliebene Unsauberkeit zu beseitigen.

In fieberhafter Aufregung folgte Bernhard seiner Führerin in die verlassene Wohnung des Professors, wo er eine gleiche Zerstörung vorfand. Die herabgelassenen Jalousien ließen das Tageslicht nur gedämpft einfallen, wodurch der trübe, unheimliche Eindruck nur noch gesteigert wurde. Decken und Teppiche, alle die zum Comfort gehörigen Einrichtungen, welche das Leben behaglich machen, waren verschwunden. Ein Haufe von zerrissenen Papieren und Rechnungen lag zerstreut umher, während die weiße Asche im Kamin, vermischt mit halbangesengten und geschwärzten Flocken, eine erst vor Kurzem stattgefundenes Auto de Fé wichtiger Briefe und Schriftstücke verrieth.

Nachdem sich Bernhard überall sorgfältig umgesehen, ohne etwas für ihn Wichtiges zu entdecken, trat er in das stille Heiligthum seiner Liebe, in das Zimmer Anunziata's. Ein eigener Zauber umschwebte selbst in ihrer Abwesenheit diese jungfräulichen Räume. Trotz der Verlassenheit athmete hier Alles noch den frühern unnennbaren Reiz, sodaß er an ihre Entfernung nicht zu glauben vermochte und jeden Augenblick ihre Wiederkehr erwartete.

In einer Ecke stand das geöffnete Klavier, dessen Tasten sie eben erst mit ihrer zarten Hand berührt zu haben schien. Noch lagen die Noten des Stabat mater von Pergolese

aufgeschlagen, und Bernhard glaubte noch die herrlichen Töne des frommen Liedes, das ihn von ihren Lippen so oft entzückt hatte, zu hören.

In der Nähe des Fensters, von wo sie ihn so oft gegrüßt, war der kleine, mit eingelegten Figuren verzierte Arbeitstisch und darauf das zierlich geflochtene Körbchen mit bunter Wolle und Perlen, aus denen sie geschickt die reizendsten Arbeiten anzufertigen verstand. Eine halbvollendete Stickerei, die wahrscheinlich für ihn bestimmt war, trug seinen Namenszug aus zierlichen Blumenarabesken, blauen Vergißmeinnicht und weißen Schneeglöckchen gebildet.

Während die kurzsichtige Alte ihm den Rücken zuwendete, drückte er unbemerkt einen Kuß auf die Blumen, welche ihrer kunstreichen Hand das Dasein dankten, und die er jetzt mit seinen Thränen reichlich benetzte. Dort erkannte er die blaue Schleife, die sie noch vor wenigen Tagen an ihrer Brust getragen. Schnell, ehe seine Begleiterin sich wieder umkehrte, nahm er das werthlose und doch für ihn unschätzbare Band, um es an seinem Herzen zu verbergen.

Alles erinnerte ihn an seinen schmerzlichen Verlust, an den er noch immer nicht glauben wollte, da er sich der Hoffnung überließ, die verschwundene Geliebte bald wiederzusehen

und ihren verborgenen Aufenthalt zu entdecken. Er wollte und konnte nicht den Gedanken fassen, daß sie ihm für immer entrissen sei.

Mit der größten Vorsicht und Sorgfalt, soweit dies die Gegenwart seiner Begleiterin zuließ, setzte er seine Nachforschungen fort; nichts entging seinem von der Liebe geschärften Blick, und selbst der unbedeutendste Umstand wurde von ihm mit bewunderungswürdiger Aufmerksamkeit beachtet, da er noch immer nicht die Hoffnung aufgab, ein Lebenszeichen, eine auf seine Liebe oder auf die letzten Ereignisse bezügliche Andeutung, einen versteckten Brief, einige verborgene Zeilen von Anunziata vorzufinden.

Jedes Buch, das in seine Hände fiel, wurde von ihm mit den Augen eines erfahrenen Polizeispions durchsucht und geprüft, ein Papierstreifen, ein zerrissenes Blatt war hinreichend um ihm die größte Theilnahme abzugewinnen, und ein flüchtig hingeschriebenes Wort, ein Federzug von ihrer Hand war für ihn ein Gegenstand der tiefsten und eifrigsten Forschung, indem er sich bemühte, einen geheimnißvollen Sinn zu enträthseln, irgendeine Spur ihres jetzigen Aufenthalts darin zu entdecken.

Leider waren alle seine noch so großen Bemühungen voll=

kommen erfolglos, da weder zwischen den Blättern der Bücher, noch auf dem kleinen Schreibtisch Anunziata's sich der geringste Aufschluß über den Grund ihrer plötzlichen Abreise, noch über das Ziel derselben vorfand.

Verzweifelnd über das traurige Ergebniß, war Bernhard auf einen Sessel niedergesunken, das Gesicht mit seinen Händen bedeckend, um die hervorströmenden Thränen zu verbergen. So saß er dumpf vor sich hinbrütend, bis ihn endlich die alte Frau daran erinnerte, daß er hier nicht bleiben könne.

Erst als er das Zimmer Anunziata's verlassen mußte, fühlte er die ganze Größe seines Verlustes. Zögernd entfernte er sich mit dem festen Entschlusse, ihr bis ans Ende der Welt zu folgen und nicht abzulassen, bis er sie gefunden. Als er aber wieder an dem Pavillon vorüberkam, schrie der weiße Kakadu mit heiserer Stimme: „Anunziata!"

„Anunziata!" seufzte Bernhard, und heiße Thränen stürzten aus seinen Augen.